Romanische Philologie

Der Dichter Agrippa d'Aubigné als Kritiker seiner Zeit

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster

vorgelegt von

Karl Bietenbeck

aus Osnabrück

1937

Druck: Wilh. Rehms & Co., Buchdruckerei, Borken in Westfalen

Tag der mündlichen Prüfung: 8. Juli 1936.

Dekan: Herr Prof. Dr. Trier.
Referent: Herr Prof. Dr. Heinermann.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen Eltern!

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorbemerkung 1

Einleitung: Das Leben des Dichters Agrippa d'Aubigné und seine Bedeutung als Schriftsteller der Reformationsliteratur 3

Hauptteil:

I. Kurzer Ueberblick über die politischen Verhältnisse in Frankreich von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Zeit Richelieu's . . . 13

II. Allgemeine Kritik des Dichters an den Zuständen in Frankreich zur Zeit der Bürgerkriege 18

III. Kritik an den einzelnen Ständen

1) Laienwelt

A) Adel 23
a) Könige und Fürsten 25
b) Höflinge 28
c) Prinzessinnen 35

B) Die übrigen Stände
a) Richter und Polizei 37
b) Bauern 41

2) Klerus 44
a) Papst 46
b) Weltklerus 52
c) Ordensklerus 56

IV. Historische Porträts
a) Katharina von Medici . . . 62
b) Heinrich III. 66
c) Heinrich IV. 69

V. Erscheinungsformen des täglichen Lebens
a) Kleidung und Mode 76
b) Duellwesen 85
c) Folkloristisches 89

Schlußbetrachtung: 93

Anhang:

Literaturverzeichnis 95

Vorbemerkung

Die Werke d'Aubigné's haben sich im 17. und 18. Jahrhundert keiner großen Beliebtheit erfreut. Weder der Zeitgenosse Malherbe noch Boileau erwähnen den Dichter, dessen literarischer Nachlaß in aller Verborgenheit zwei Jahrhunderte im Schloß zu Bessinges (in der Nähe von Genf) ruhte. Sainte-Beuve hat das Verdienst, als einer der ersten durch die kritische Behandlung d'Aubigné's die wissenschaftliche Welt auf ihn aufmerksam gemacht zu haben. In der Folgezeit wurden weitere besondere Untersuchungen über ihn angestellt, und seine literarisch wertvollsten Schriften wurden mehrfach veröffentlicht. Wir können es den Herausgebern der Gesamtwerke, Réaume und Caussade, als hohes Verdienst anrechnen, dem Kritiker eine Menge neuen Materials geliefert zu haben, wodurch wir in die Lage gesetzt sind, ein abgerundetes Bild unseres Autors zu gewinnen. Die Gesamtausgabe besteht aus 6 Bänden, von denen der fünfte allgemeine Bemerkungen über das Leben und die Werke des Dichters und Anmerkungen zu seinen Schriften enthält.

In einer Fülle von Abhandlungen haben Literarhistoriker des 19. Jahrhunderts und auch der jüngsten Zeit, die sich mit dem 16. Jahrhundert beschäftigt haben, d'Aubigné's schicksalreiches Leben geschildert und seine literarischen Verdienste gewürdigt. Indessen fehlt es bisher an einer zusammenfassenden Darstellung seiner satirischen Ausfälle, die uns im Interesse der Kenntnis der politischen, kulturellen und sozialen Verhältnisse im ausgehenden 16. Jahrhundert lohnend zu sein scheint. Vorliegende Arbeit will versuchen, auf Grund des reichen Materials d'Aubigné als Satiriker zu beleuchten, und wenn wir daneben einen bescheidenen Beitrag zur Kenntnis der zeitgeschichtlichen Verhältnisse geliefert haben sollten, scheint der Zweck dieser Abhandlung erfüllt zu sein.

Anmerkung: Die im Text angewandte Abkürzung O. C. bedeutet: Oeuvres Complètes d'Agrippa d'Aubigné (cf. Literaturverzeichnis), die dahinterstehende römische Zahl den betreffenden Band und die arabische Ziffer die Seitenzahl.

Einleitung

Das Leben des Dichters Agrippa d'Aubigné und seine Bedeutung als Schriftsteller der Reformationsliteratur.

Ueber das Leben des Dichters d'Aubigné sind wir glücklicherweise gut unterrichtet. Er selbst hat in den Denkwürdigkeiten[1]), die er seinen Kindern hinterließ, die äußerst wechselvollen Schicksale seines Daseins eingehend geschildert „im Gefühle eines Mannes, der sich bewußt war in dem Kern seiner Gesinnung immer sich selbst treu geblieben zu sein, mit der Derbheit und Wohlgefälligkeit eines alten Haudegens, mit der treuen Religiosität eines alten Hugenotten, der im Sturme der Bürgerkriege aufgewachsen war, mit der ritterlichen Unbefangenheit eines abgeschlossenen Charakters, der seine Fehler für etwas Menschliches und seine Tugenden für eine Gabe Gottes hielt“[2]). Diese Denkwürdigkeiten sind daher ein treuer Spiegel seines Wesens und seiner Gesinnung, ein Spiegel, der das Leben und Treiben seiner kampfbewegten Zeit treffend charakterisiert. Um ihn als einen der größten Vertreter der „littérature militante“ des 16. Jahrhunderts besser verstehen zu können, ist es in unserem Zusammenhange wichtig, in kurzen Zügen auf das Leben dieses fanatischen Parteimannes der Hugenotten einzugehen. Wir verweisen auf die aufschlußreichen Biographien des Franzosen Réaume[3]) und des Deutschen von Salis[4]), die sich eingehend mit den Lebensverhältnissen des Dichters beschäftigt haben.

Theodor Agrippa d'Aubigné wurde am 6. Februar 1551 zu St. Maury bei Pons an der Seugne, einem Nebenfluß der Charente, in der alten Provinz Saintonge geboren. Seine Mutter, Katharina de l'Estang, starb, als sie ihn zur Welt brachte. Agrippas Vater, Johann d'Aubigné, war bekannt als eifriger Anhänger des jungen Protestantismus. Mit vier Jahren begann der Knabe zu studieren und las mit sechs Jahren bereits la-

[1]) D'Aubigné, Sa vie à ses enfants (O. C. I).

[2]) Baum, Der Hugenott von altem Schrot und Korn. Leipzig 1854, p. 3.

[3]) Réaume, Étude historique et littéraire sur Agr. d'Aubigné, Paris 1883. (cf. auch O. C. V, 3 ff.)

[4]) von Salis, Agr. d'Aubigné, eine Hugenottengestalt. Heidelberg 1885.

teinische, griechische, hebräische und französische Bücher. Als er neun Jahre alt war, brachte ihn der Vater zur Fortsetzung seines Studiums nach Paris. Dieser Weg sollte für das weitere Schicksal unseres Dichters nicht ohne Bedeutung bleiben. Ein furchtbares Blutgericht der Guisen[5]) hatte im Jahre 1560 eine Reihe protestantischer Gläubigen in Amboise niedergemetzelt. In jenen Tagen des Aufruhrs kam Johann d'Aubigné mit seinem Sohn durch die Stadt. Sie waren zu Pferde und hatten Mühe genug, sich einen Weg durch die Volksmenge zu bahnen, als sich ihnen plötzlich ein schreckliches Bild bot. Sie erblickten die Köpfe vieler Freunde und Glaubensgenossen, die auf hohen Stangen am Schloß aufgespießt waren, und der Vater war darüber so empört, daß er seinem Sohn zurief: „Les bourreaux! ils ont décapité la France." Wie einst Hamilcar, ließ Johann d'Aubigné seinen Sohn schwören, die Gemordeten zu rächen. Dieser Eid war für Agrippa das ganze Leben lang richtunggebend und die Mordtat von Amboise blieb ihm in dauernder Erinnerung.

In Paris wurde der junge d'Aubigné von dem Gelehrten Beroalde erzogen. Doch sollte er nicht lange in der Hauptstadt bleiben. Im Jahre 1562 begannen die Greuel der Religionskriege in Frankreich. Beroalde, ein eifriger Hugenott, mußte mit seiner Familie aus Paris fliehen, wurde aber unterwegs von Soldaten angehalten und mit seiner Begleitung, unter der sich auch unser Dichter befand, als Ketzer zum Tode verurteilt. Als man dem Knaben vorhielt, daß er sich nur durch eine augenblickliche Bekehrung retten könne, antwortete er, daß ihn der Abscheu vor der Messe die Schrecken des Feuers vergessen lasse; er war also bereit, für seinen Glauben zu sterben. Dieses war sein erstes Todesurteil, dem später noch drei weitere folgten. Durch sein Benehmen erregte er allgemein Gefallen, sodaß sein Todesurteil in Gefängnisstrafe umgewandelt wurde. Ein Gefängnisaufseher, der mit den Protestanten sympathisierte, ließ die Gefangenen jedoch entschlüpfen und floh mit ihnen nach Orléans. Hier traf Agrippa seinen Vater, der in der Stadt, die von den Königlichen belagert wurde, hohe Befehlsgewalt hatte. Während der Belagerung wurde der Vater verwundet und starb mit der nochmaligen Mahnung an seinen Sohn, die Opfer von Amboise nicht zu vergessen. Theodor Agrippa erhielt einen Vormund und kam bald nach Genf in eine Schule

[5]) Anhänger der katholischen Partei, nach ihrem Führer „Guise" benannt.

unter Beza's Leitung. Nur zwei Jahre hielt es der sturm- und drangbewegte Hugenott in Genf aus und floh dann nach Lyon. Im zweiten Religionskriege kämpfte er ohne Wissen seines Vormundes im Heere der Reformierten. Nur notdürftig bekleidet war er des nachts entwischt[6]). So können wir ihn weiter verfolgen als einen der verwegensten Kämpfer im Heerlager der Protestanten. Weitere Einzelheiten seines wildbewegten Lebens in jenen Tagen teilt er uns in seinen Memoiren mit.

Doch nicht immer tritt uns d'Aubigné als Haudegen entgegen. In einer kurzen Zeit des Friedens lernte der kaum Zwanzigjährige Diana Salviati, die älteste Tochter des Herrn von Talcy, kennen. Dieses Liebesverhältnis machte ihn zum Dichter. In jener Zeit entstanden eine Reihe von Sonetten, Stanzen und Oden, in denen er seine Laura feierte. Sie sind zusammengefaßt unter dem Namen „Le Printemps"[7]) und bewegen sich in ihrem Inhalt und Versmaß ganz in den Bahnen der höfischen und galanten Literatur der Renaissance. Des Dichters Verhältnis zu Diana löste deren Vater bald wieder auf, da Agrippa sich weigerte, seine Religion zu wechseln.

Schon bald sehen wir ihn wieder auf dem Schauplatz der Religionswirren. In der Bartholomäusnacht wurde er in ein Duell verwickelt und entkam mit knapper Not dem Tode. Zu dieser Zeit wurde Heinrich von Navarra auf ihn aufmerksam. Er berief ihn an seinen Hof, wo er mit dem Herzog von Guise ein wildes Leben führte[8]). Sein Verhältnis zum König war teils gut, und teils kam es auch zu großen Auseinandersetzungen. Réaume sagt darüber: „Brouilles continuelles, suivies de réconciliations, telle est, en deux mots, l'histoire des rapports entre le roi et d'Aubigné. C'est un ménage d'amoureux qui ne peuvent ni vivre ensemble, ni se quitter"[9]). Als treuer Gefolgsmann nahm er an allen Feldzügen Heinrichs von Navarra teil. Im Gefecht von Castel-Yaloux in der Guyenne wurde er 1577 schwer verwundet. Auf seinem Schmerzenslager verfaßte er einen Teil der „Tragiques", die später seinen Ruhm als Dichter begründeten. Nach dem Uebertritt Heinrichs zum katholischen Glauben (1593)[10]) änderte sich das Verhältnis

[6]) cf. Sa vie à ses enfants, O. C. I., 12
[7]) Agr. d'Aubigné, Le Printemps, publ. par Charles Read, Paris 1874. -cf. auch O. C. t. III.
[8]) In den Memoiren schildert er uns weitere Einzelheiten über sein Hofleben.
[9]) O. C. V, 19.
[10]) cf. die Ausführungen im folgenden Kapitel.

d'Aubigné's zu ihm. Wir sehen ihn in der Geschichte nicht mehr auf der politischen Bühne, auf der er doch mehr oder weniger auch eine Rolle gespielt hatte, er ist kein „maréchal de camp" mehr im Dienste des Königs, sondern ein fanatischer Mann der Opposition im religiösen Leben Frankreichs. Auf Synoden und in großen Versammlungen[11]), in denen die Interessen beider Religionen zur Debatte standen, trat er in heftigen Worten für die Belange seiner Kirche ein. Ueber der Liebe zum König stand ihm seine Religion, infolgedessen wandte er sich mehr und mehr von Heinrich IV. ab. Man kann d'Aubigné keineswegs als einen Republikaner im modernen Sinne bezeichnen. Er war ein Feind der Tyrannenherrschaft, nicht des Königtums; mit bitterem Haß verfolgte er die Fürsten als solche, aber die staatlichen Funktionen, die sie zu verrichten hatten, achtete er. Diese Gedanken kommen in fast allen seinen Schriften zum Ausdruck[12]). Im damaligen Frankreich, das bis dahin fast nur die monarchische Staatsform kannte, nannte man allgemein einen Mann von Opposition, wie es nun unser Dichter einmal war, einen Republikaner. Er war es aber keineswegs und konnte es auch nicht sein, wenn man unter Republikaner einen Feind der monarchischen Staatsform versteht. Auch nach dem Tode Heinrichs (1610) war er ein Anhänger des Königtums. Sein Spott richtete sich, wie schon gesagt, gegen das Tyrannentum und die Willkür der Fürsten. Unter der Regentschaft Maria's von Medici wurde seine Opposition größer. Er zog sich in die Stille zurück und widmete sich seinem großen Geschichtswerk, der „Histoire universelle", die in den Jahren 1616, 1618 und 1620 erschien. Durch das Urteil des Parlamentes[13]) wurde das Werk wegen der Schilderung des sittenlosen Hofes unter den letzten Königen aus dem Hause Valois öffentlich verbrannt. D'Aubigné mußte fliehen; in Begleitung von einigen Dienern und Getreuen machte er sich auf nach Genf, wo er die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte.

Aus seinem Familienleben sei erwähnt, daß er zweimal verheiratet war. Aus seiner ersten Ehe mit Susanne de Lezay erwuchsen ihm ein Sohn und mehrere Töchter. Dieser einzige

[11]) cf. von Salis, a. a. O. Kap. IV.

[12]) Angeführt sei hier eine Stelle aus seinem Traktat: Du debvoir mutuel des Roys et des Subjects (O. C II, 45) „je tien l'estat de la Royauté le plus honorable et excellent de tous, quand elle est appuyee des correctifs qui l'empeschent de tomber en la Tyrannie".

[13]) Das Parlament war damals noch der oberste Gerichtshof in Frankreich

legitime Sohn mit Namen Constant war des Vaters Schmerzenskind, ein Scheusal: Spieler, Trunkenbold, Falschmünzer und Mörder seiner ersten Frau. Er wurde vom Vater verstoßen, weil er zum Katholizismus übertrat. Bemerkenswert ist, daß Constant der Vater der Françoise d'Aubigné wurde, der bekannten Madame de Maintenon, welche vom Papste eine geheime kirchliche Trauung mit Ludwig XIV. erlangte und dafür diesem die Aufhebung des Edikts von Nantes abnötigte und dem französischen Protestantismus, für welchen ihr Großvater Agrippa sein ganzes Leben eingesetzt hatte, den Todesschlag versetzte. Seinen natürlichen Sohn Nathan, der einen geraden und ehrlichen Charakter zeigte, legitimierte er in seinem Testament[14]). Der Dichter starb in Genf am 29. April 1630.

Zusammenfassend lassen sich in seinem Leben deutlich drei Perioden unterscheiden, die Réaume folgendermaßen charakterisiert: „C'est d'abord, après un rude apprentissage des armes, l'ami des Guises et le soldat de Dormans. L'émancipation de son maître achève sa réhabilitation; homme d'action et de parole, il ne risquera plus de défaillances. C'est enfin le malcontent, impitoyable railleur; c'est l'imployable partisan, cherchant de ses mains impuissantes à soulever l'Europe pour son parti; c'est le prédicant religieux, et au milieu de ses crudités gauloises, l'austère moraliste"[15]).

Nachdem wir versucht haben, in kurzen Strichen ein flüchtiges Bild von dem äußerst schicksalreichen Leben d'Aubigné's zu entwerfen, werden wir auf seine literarische Bedeutung näher eingehen.

Welches war der allgemeine Charakter der Literatur in Frankreich zur Zeit der Religionskriege? Das 16. Jahrhundert ist im französischen Geistesleben das Zeitalter der Renaissance und des Humanismus. Durch Kriege, geschäftliche Unternehmen und Reiselust kam italienische Kultur nach Frankreich und fand eifrige Pflege am Hofe Franz I. Handschriften wurden gesammelt, alte Schriftsteller übersetzt, namhafte Gelehrte nach Frankreich berufen. Klassische Studien wurden die Grundlage jeglicher höheren Bildung. Die Plejade führte den Bruch mit der Dichtung der Vergangenheit herbei. Die Poesie sollte mit neuem Geist und Inhalt erfüllt werden. Zu diesem Zweck schrieb Du Bellay seine „Deffence et Illustration de le langue

[14]) Testament de d'Aubigné, O. C. I.
[15]) O. C. V, 61.

française". Sie wurde das Manifest der Schule. Neben dieser zum Teil höfischen Dichtung, die vor allem lyrischen Charakter zeigte, hatte sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits eine politische Literatur[16]) herausgebildet, die charakteristisch war durch ihren tendenziösen Inhalt. Sie stellte sich in den Dienst einer politischen oder religiösen Partei und wandte sich immer an die große Masse oder an bestimmte Kreise; ihre Erzeugnisse waren daher nicht das Ergebnis innerer Sammlung, sondern entstanden vorwiegend unter dem Eindruck häufig wechselnder Ereignisse: alles Gründe dafür, daß sie künstlerische Werte nicht besitzen konnte und auch nicht anstrebte. Ihr Ziel war die Bekämpfung einer Partei oder vorhandener Zustände, sie war infolgedessen einseitig persönlich, gehässig, leidenschaftlich; aber auch Glaube und Begeisterung lebten in ihr, wie es sich in den „Tragiques" d'Aubigné's offenbart. Zur Bedeutung gelangte die politische Literatur in Frankreich erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ansätze waren schon zur Zeit Franz I. vorhanden, wie Glaser feststellt[17]). Während sie zu dieser Zeit vorwiegend nationalen, patriotischen und religiösen Charakter trug, wurde sie mit dem wachsenden Einfluß der Reformation satirisch und polemisch. Mit heiligem Eifer versuchten die Protestanten, die Mißstände in der katholischen Kirche aufzudecken und gegen ihre Einrichtungen und Lehrsätze zu Felde zu ziehen. Es kam in ihren Schriften nicht auf dichterischen Wert, sondern auf Wirkung an. Durch die Antwort der Katholiken wurde der Kampf erbitterter. Nach 1560 nahm dieser Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken einen politischen Charakter an, der in der Literatur natürlich auch zum Ausdruck kam. Während diese sich bisher auf den Streit um religiöse Fragen beschränkt hatte, trat sie nun in den Dienst einer politischen Partei. Wiederum waren die Protestanten die Angreifer. Gegenstand ihres Hasses wurden die am Hofe allmächtigen Guisen, unter ihnen besonders der

[16]) cf. dazu Glaser, Kurt in Zeitschrift für frz. Spr. u. Lit., Bd. 31, p. 102. — Glaser definiert den Begriff politischer Literatur so: „Unter der politischen Literatur ist die im Zusammenhang mit den geschichtlichen Verhältnissen und Vorgängen entstandene Literaturgattung zu verstehen, welche vornehmlich die den Bedürfnissen des realen Lebens zugewendeten Gebiete schriftstellerischer und dichterischer Betätigung umfaßt und, indem sie in den Dienst staatlicher Fragen und Ziele tritt, weniger künstlerische Vollkommenheit als unmittelbare und machtvolle Wirkung auf die Öffentlichkeit anstrebt".

[17]) Glaser, Zeitschrift f. franz. Spr. u. Lit. Bd. 31, p. 107—122.

Kardinal von Lothringen. So war die französische Literatur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beherrscht von dem Gegensatz zwischen Reformation und Katholizismus, wie er sich auf religiösem und staatlichem Gebiete gestaltete und alle Verhältnisse des damaligen Frankreich durchdrang[18]).

Unter diesem Aspekt gestaltete sich das dichterische Schaffen Agrippa d'Aubigné's; denn in seinen Hauptwerken ist er Satiriker, und als solcher ist er für unsere Untersuchung von Bedeutung. Als Dichter der „Printemps", einer Gedichtsammlung, die seiner Verehrung für die bereits erwähnte Diana Salviati ihre Entstehung verdankt, fand er eine gebührende Würdigung durch Winker[19]). Seine Satire äußert sich vor allem in den „Tragiques", in der „Confession du sieur de Sancy" und im „Baron de Foeneste". „Chaque pamphlet de d'Aubigné a une forme distincte et se rattache à un genre particulier; les Tragiques à l'épopée; la Confession du sieur de Sancy à la controverse théologique; le Baron de Foeneste au roman de moeurs Chacun d'eux correspond en même temps à une époque importante de la vie de l'auteur et du siècle tout entier: Les Tragiques à la Saint-Barthélemy, la Confession du sieur de Sancy à l'Abjuration, le Baron de Foeneste à la régence de Marie de Médicis"[20]).

In den „Tragiques" enthüllt uns der Dichter den trostlosen Zustand seines Vaterlandes. Sie bilden einen Zyklus von sieben Gesängen, deren erster Entwurf im Jahre 1577 erfolgte, als er verwundet im Castel-Yaloux lag. In dieser Zeit entstanden wohl die ersten vier Bücher; die letzten drei fügte er wahrscheinlich erst nach 1600 hinzu. Im Ganzen gesehen sind sie das Spiegelbild seines wildbewegten Lebens, seiner schrecklichen Tage von Blut und Kampf. Hier haben wir den politischen Dichter, wie Glaser ihn bezeichnet[21]). Als ein Kunstwerk kann man die „Tragiques" nicht bezeichnen; denn durch die Leidenschaften des Verfassers ist vieles entstanden, das jeder Schönheit entbehrt. Mittel in der Feinheit der Nuancen und heitere Ironie sind dem Dichter unbekannt. „Il a mis dans cette poésie ce qu'il y avait de meilleur et de pire en

[18]) Einen zusammengefaßten Überblick über die sogenannte „littérature militante" gibt uns Ch. Lenient in s. Werke: La Satire en France au seizième siècle, 2 Bde, Paris 1886.
[19]) Winker, Th. Agr. d'Aubigné der Dichter. Leipzig 1906 (Diss.).
[20]) Lenient a. a O Bd. II, p. 176.
[21]) Glaser a. a. O. Bd. 31, p. 103.

lui, ses rêves, ses enthousiasmes, ses indignations, ses colères, ses mépris, tout son gêne et tout son coeur", sagt Petit de Julleville[22]). Jedoch soll nicht unterschätzt werden, daß die Dichtung auch Stellen von erhabener Größe aufweist. Mit Recht betont Winker[23]), daß in den Tragiques „einige grandios aufgerollte Bilder von einer Wucht und Schönheit sind, wie sie die Romantik erst wiedergefunden hat".

Die „Confession de Sancy" ist mehr Pamphlet als Satire. D'Aubigné wendet sich in dieser Schrift gegen die vielen Bekehrungen nach dem Uebertritt Heinrich IV. zum katholischen Glauben (1593). „La mauvaise humeur de d'Aubigné croissait avec le nombre des conversions: elle retombe sur le chef de ses déserteurs, Sancy, caméléon religieux, qui en était déjà à sa troisième abjuration"[24]). Für d'Aubigné ist Sancy[25]) der Typus eines Konjunkturgläubigen, wie wir heute sagen würden, der ohne innere Ueberzeugung je nach der politischen Lage, die im 16. Jahrhundert stark unter dem Einfluß der religiösen Parteien stand, seinen Glauben wechselte, um zu höherer Macht und größerem Reichtum zu gelangen. Man kann wohl behaupten, daß er in der obenerwähnten Schrift Nicolas de Harlay in ein völlig falsches Licht gestellt hat[26]).

Im „Baron de Foeneste" gibt uns der Dichter ein satirisches Bild des französischen Hofes unter Ludwig XIII., vermischt mit vielen Geschichtchen aus seinem früheren Leben. Körting[27]) stellt das Werk an die Anfänge der Entwicklung des realistischen Romans in Frankreich. Was die sprachliche Form dieser in Dialogform abgefaßten Erzählung angeht, so ist sie zum größten Teil im gaskognischen Dialekte geschrieben, was nach Körtings[28]) Ansicht den literarischen Erfolg des Buches sehr gemindert hat. Flaubert[29]) äußert sich lobend

[22]) Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la litt. fr., III, p. 225.
[23]) Winker a. a. O., p. 72.
[24]) Lenient a. a. O., II, p. 169.
[25]) Nicolas de Harlay, sieur de Sancy, 1546—1629, war ein Staatsmann unter Heinrich IV. Er bekleidete den Posten eines „surintendant des finances".
[26]) „Aux yeux de l'historien, Sancy est tout simplement un politique et un courtisan dévoué, peu scrupuleux, surtout en matière de religion, par cela qu'il est indifférent, se souciant de la messe autant que du prêche, et fréquentant au besoin l'une et l'autre". (Lenient a. a. O. II, p. 169).
[27]) Körting, Geschichte d. frz. Romans im 17. Jahrhdt. Leipzig 1887, II. Bd., p. 39.
[28]) ibid. p. 43.
[29]) Flaubert, G., Correspondance III[e] série (1852—1854). Paris 1927, p. 392.

über den Roman. Aber auch er sagt, daß ihm Manches unklar geblieben sei wegen des poitevinischen Dialekts. In der Vorrede zu seiner Ausgabe der „Aventures du Baron de Foeneste" erwähnt Mérimée[30]) die „allusions obscures" als eine Eigentümlichkeit von d'Aubigné's Stil.

Nicht zuletzt sei noch erwähnt, daß d'Aubigné auch als Historiker[31]) bei der Nachwelt einen Namen hinterlassen hat. Seine „Histoire universelle" beginnt mit der Geburt Heinrichs IV. und endet mit dem Edikt von Nantes. „Am besten gelungen sind ihm eine Reihe historischer Porträts und einige lebhaft geschilderte Szenen. Daß der Geist der Darstellung parteiisch ist, versteht sich bei einem Parteimann wie d'Aubigné von selbst; seine Arbeit ist mehr eine Apologie der Hugenotten, als eine Geschichte seiner Zeit". So charakterisiert Lotheißen[32]) das Geschichtswerk.

Zusammengefaßt sei gesagt, daß d'Aubigné in seinen Anfängen als Dichter noch ganz auf dem Boden der Plejade stand. Wir sahen ihn zunächst als Hofdichter unter Heinrich III. Einige Gelegenheitsgedichte und Liebeslieder[33]) waren die Produkte aus dieser Zeit. Er zeigte ein gutes Verhältnis zu Ronsard, dem Haupt der Plejade. Das ist um so mehr verwunderlich, als beide doch ihrer Natur nach die schroffsten Gegensätze waren. Nicht weniger gut war seine Stellung zu Jodelle, dem Dramatiker der Schule. Am nächsten jedoch stand ihm Du Bartas, der dieselbe religiöse Ueberzeugung und wegen seiner Herkunft aus dem Süden Frankreichs eine große Aehnlichkeit mit dem Charakter d'Aubigné's hatte. Seine Liebespoesie war überwunden, als er vom Hofe geflohen war. Das Jahr 1576 bedeutete für unseren Dichter den Bruch mit dem Hofdichtertum. Er wurde der Mahner des Volkes und stellte als Kampfdichter die Gebrechen der Zeit dar. Er sagt selbst: „Ce siècle, autre en ses moeurs, demande un autre style"[34]). In der wilden Zeit der Bürgerkriege mußten seine „Tragiques" erscheinen, wenn sie eine Wirkung ausüben sollten. Doch die

[30]) Mérimée, Prosper, Les Aventures du Baron de Foeneste, 1855, Préface, p. x.
[31]) cf. Réaume, Eugène, Étude hist. et litt. sur Agr. d'Aubigné, in der d. Verfasser eingehend auf d'Aubigné's Tätigkeit als Geschichtsschreiber eingeht.
[32]) Lotheißen, F., Geschichte der frz. Literatur im 17. Jahrhundert, Bd. I, p. 126.
[33]) O. C. III.
[34]) O. C. IV, 73.

mörderischen Religionswirren gehörten bereits der Vergangenheit an, als d'Aubigné's Kampfgedicht veröffentlicht wurde. Alles sehnte sich nach Ruhe. Er selbst lebte als Verbannter in Genf. Es ist daher leicht verständlich, daß der Hugenottendichter im 17. Jahrhundert, das kein Verständnis für seinen leidenschaftlichen Parteieifer mehr hatte, bald in Vergessenheit geriet. Dazu kam, daß durch die scharfe Zensur von Seiten der katholischen Kirche, die einen nicht geringen Einfluß auf das kulturelle Leben ausübte, die Verbreitung seiner satirischen Schriften unterdrückt wurde. Eine große Anzahl sind nie gedruckt und wahrscheinlich der Nachwelt nicht überliefert worden.

D'Aubigné war zweifellos die dichterisch bedeutendste Persönlichkeit, welche die Reformation in Frankreich hervorgebracht hat. Seine ganze Lebensarbeit, als Dichter wie als Geschichtsschreiber, als Soldat wie als Diplomat hatte er in den Dienst seiner Partei gestellt. „Homme d'épée et homme de plume, Agrippa d'Aubigné a été l'un et l'autre avec passion, on peut dire avec frénésie"[35]). Wir möchten dieses Kapitel abschließen mit den Worten Faguet's[36]), der unseren Dichter in wenigen Worten treffend charakterisiert: „Toute cette fin du XVI^e siècle, esprit classique, goût oratoire, goût épique, esprit satirique et gauloiserie persistante, dans une robuste gaîté de soldat et de routier, est très bien représenté par d'Aubigné".

Im Folgenden werden wir nun die Satire des Dichters zum Gegenstand unserer Untersuchungen machen und versuchen, ein Bild der Zustände im damaligen Frankreich, an denen er scharfe Kritik übt, zu entwerfen.

---

[35]) Petit de Julleville, Hist. d. l. langue et de l. litt. fr., III, 225.
[36]) Faguet, Seizième siècle, études litt., p. 328.

Hauptteil

I.

Kurzer Ueberblick über die politischen Verhältnisse in Frankreich von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Zeit Richelieu's.

Nachdem wir im vorigen Kapitel das Leben des Dichters behandelt und darauf hingewiesen haben, daß die Literatur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stark beeinflußt wurde von dem Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken, der bald einen politischen Parteicharakter angenommen hatte, halten wir es für zweckmäßig, in einem besonderen Abschnitt die politischen Verhältnisse zu Lebzeiten d'Aubigné's (1550—1630) etwas näher zu beleuchten, um dem Leser ohne besonderes Studium der geschichtlichen Entwicklung im damaligen Frankreich das Verständnis für unseren Dichter und für das ausgehende 16. Jahrhundert zu erleichtern[37]).

Die Entstehung der absoluten Monarchie in Frankreich gehörte der Renaissanceperiode an. Mit Recht galt als Begründer der eigenwillige, herrschsüchtige, rücksichtslose „Rex christianissimus" Ludwig XI. (1461—1483), der die Voraussetzungen schuf für die Auseinandersetzungen zwischen Habsburg und Valois um die Vormachtstellung in Europa. In den italienischen Feldzügen Karls VIII.[38]) und Ludwigs XII.[39]), vor allem aber in dem schließlich erfolgreichen Kampfe Franz I. mit Karl V. von Burgund trat Frankreich bereits als mächtiger Staat in die europäische Politik ein. Franz I. (1515—1547), der großzügige Mäzen und typische Vertreter der französischen Renaissance, war schon einer der größten Herrscher im damaligen Europa. Mit ihm begann eine Reihe der Fürsten, die dem christlichen Frankreich für ein Jahrhundert ein neues, weltliches Gesicht gaben, das von großen Leidenschaften bewegt in den Sturm der Religionskriege eintrat.

[37]) Den folgenden Ausführungen wurde zugrunde gelegt: Lavisse, Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution, t. VI par H. Mariéjol.

[38]) Karl VIII., König von Frankreich, 1483—1498.

[39]) Da Karl nur Töchter hinterließ, ging die Krone von der jetzt ausgestorbenen direkten Linie der Valois auf Orléans über: Ludwig XII., 1498—1515.

Frankreich hat keine eigene religiöse Revolution gehabt; sie kam von Osten. Der neue Glaube erlangte hier weder in der lutherischen noch in der zwinglischen Form große Bedeutung. Die Reformation, die zur Zeit Franz I. in das Land eindrang, war in ihren Anfängen nur eine Angelegenheit der Intellektuellen und Aristokraten. Margarete von Navarra, desgleichen ihr Dichterfreund Clément Marot, ferner Gelehrte und Künstler neigten der neuen Lehre zu. Der König selbst zeigte sich dem Protestantismus zunächst abgeneigt, ebenso wie der Humanist Heinrich VIII. von England. Erst seitdem der Kalvinismus[40]) eine eigene, feste Kirchenorganisation entwickelt hatte und mit seiner dem Absolutismus feindlichen Staatsauffassung bedrohlich zu werden begann, machte das Königtum entschieden Front gegen die Neuerung, die bisher nur vom Volk und seinem Vertreter, dem Parlament, bekämpft worden war. Heinrich II. (1547—1559) hatte die Macht der neuen Partei erkannt, die, gestützt auf eine festgefügte Organisation, ein Staat im Staate zu werden drohte, und er plante ein umfassendes Vorgehen gegen den Protestantismus, der hier sein eigenes französisches Gesicht erhalten hatte. Sein plötzlicher Tod hinderte die Ausführung dieses Unternehmens. Die Schwäche des Königtums unter dem blöden, fünfzehnjährigen Gemahl der Maria Stuart, Franz II. (1559—1560), und dem vierjährig folgenden Karl IX., die unbestrittene Machtstellung der katholischen Lothringer, des Herzogs Franz Guise und des Kardinalerzbischofs Karl Guise, das Eintreten des Staatsmannes Coligny[41]) für die Hugenotten[42]) unter Anlehnung an deutsche Hilfe, alles das drohte den Staat zu zerreißen. Mit dem Tode Franz II. setzte der Niedergang Frankreichs ein. Es begann eine der düstersten und blutreichsten Epochen der französischen Geschichte, die Zeit der Hugenottenkriege (1562—1598). Dieser mörderische Kampf, das letzte Ringen zwischen Mittelalter und Neuzeit, wie Lotheißen[43]) ihn nennt, spitzte sich zu zwei großen

[40]) Nach Calvin; dieser folgte vom Humanismus her der lutherischen Lehre. Er legte seine Dogmatik in dem Hauptwerk „Institutio religionis christianae" nieder; floh unter Franz I. aus Frankreich und lebte in Genf, wo er seine Ideen verwirklichte.

[41]) Caspar II de Coligny, seigneur de Châtillon, dit l' amiral Coligny (1519—1572).

[42]) Hugenotten (frz. Huguenots) ist ein Spitzname für die Anhänger Calvins in Frankreich. Etymologisch entspricht es dem deutschen Wort Eidgenossen.

[43]) Lotheißen a. a. O. Bd. I. p. 5.

Gegensätzen zu. Auf der einen Seite stand die Frage Reformation oder Papismus zur Entscheidung, auf der anderen war es der Kampf des republikanischen Föderalismus, dessen Ideen schon lange in Frankreich heimisch waren, gegen das Prinzip der absoluten Monarchie und des Zentralismus.

Die ersten Jahre der Wirren waren ein reiner Glaubenskampf, man stritt für religiöse Ideale. Auf katholischer Seite waren die beiden Guise die Führer, und im protestantischen Lager leiteten der Bourbone Anton, König von Navarra, und sein Bruder Condé die Geschicke. Eine von Condé vorbereitete Verschwörung gegen die mächtigen Guisen war mißlungen und wurde furchtbar geahndet (Amboise 1560)[44]). Der Auftakt zu den Bürgerkriegen war gegeben. Für den unmündigen Karl IX. (1560—1574) hatte die „dämonisch-ränkevolle Giftmischerin Katharina von Medici", wie sie Bergsträßer[45]) nennt, die Regierung übernommen. Katharina, die fast dreißig Jahre lang die wirkliche Königin Frankreichs war, bemühte sich, die Stellung des Königtums gegen alle Angriffe zu verteidigen und versuchte, die Antagonisten im Staate gegeneinander auszuspielen. Der Kampf der religiösen Parteien nahm jedoch seinen Fortgang. Im Jahre 1562 wurden zahlreiche Protestanten bei Vassy in der Champagne das Opfer des rachedurstigen Guise[46]). Im ganzen Lande loderte die Fackel jener blutigen Religionskriege auf, die ihren Höhepunkt fanden in der unheilvollen Bartholomäusnacht (24./25. August 1572). 2000 Protestanten wurden das Opfer ihrer religiösen Ueberzeugung. Obwohl ihr Führer Coligny gefallen war, ließen sie nicht ab, den erbitterten Kampf weiterzuführen. Noch tagelang wurde das Gemetzel in den Provinzen fortgesetzt.

Im Laufe der Bürgerkriege hatte sich im Hugenottentum eine innere Wandlung vollzogen. Der bisher geführte Glaubenskampf nahm allmählich einen politischen Charakter an, er wurde ein Kampf um die Macht im Staate. Eine gewisse Duldung der Hugenotten von Seiten der Königsmutter Katharina von Medici bewirkte den Aufstieg der neuen Partei, der „Heiligen Liga" (1576) unter der Führung des Herzogs von Guise. Der katholische Norden sah seinen Gegner im hugenottischen Süden der Navarrer. Der nun folgende Konflikt, der bekannt

[44]) cf. p. 4 dieser Arbeit.
[45]) Curtius—Bergsträßer, Frankreich, Bd. II, p. 15. Berlin—Leipzig 1930.
[46]) Henri Ier de Lorraine, 3e duc de Guise (1550—1588).

wurde unter dem Kriege der drei Heinriche[47]) (Navarra, Valois, Guise) verschärfte die Lage wesentlich. Durch den Tod des Herzogs von Anjou[48]) war Heinrich von Navarra gesetzlicher Thronerbe geworden[49]). Da er der Führer der Hugenotten war, bestand die Gefahr, daß dieser Frankreich im kalvinistischen Sinne regieren würde. Es schlossen sich daher die katholischen Führer gegen Heinrich von Navarra zusammen. Im Laufe des nun folgenden Krieges wurde Heinrich von Guise, der Führer der katholischen Liga, ermordet. König Heinrich III. trat zu seinem Gegner Heinrich von Navarra über, um mit diesem den Herzog von Mayence[50]), den Beherrscher von Paris, zu bekämpfen; aber noch im Jahre 1588 wurde er das Opfer des verhetzten Dominikaners Clément. Somit wurde Heinrich von Navarra König von Frankreich[51]).

Durch seinen Uebertritt zum katholischen Glauben (1593) tat Heinrich IV. einen entscheidenden Schritt. Die Liga war zwar vernichtet, aber ihre Idee hatte gesiegt. Frankreich blieb eine katholische Monarchie. Durch das Edikt von Nantes (1598) gewährte der König den Protestanten weitgehende Duldung und stellte somit den langersehnten inneren Frieden wieder her. Durch eine kluge Außenpolitik[52]), durch Befestigung der Macht des Königtums im Innern des Landes, durch seine großen Verdienste um den wirtschaftlichen Aufschwung Frankreichs, das durch die langjährigen Bürgerkriege um die Wende des 17. Jahrhunderts ein trostloses Bild geboten hatte, schuf Heinrich IV., unterstützt in seinen Taten und Erfolgen von dem großen Staatsmann Sully, die Voraussetzungen für das „grand siècle"

---

[47]) a) Heinrich, Sohn des Antoine de Bourbon und der glühenden Kalvinistin Jeanne d' Albret; er entging der Bartholomäusnacht dadurch, daß er zum Katholizismus übertrat. 1576 bekannte er sich erneut zum Kalvinismus, wurde dann Führer der Hugenotten, 1589 wurde er als Heinrich IV. König von Frankreich und regierte bis 1610.
b) Heinrich III., König von Frankreich (Valois).
c) Heinrich von Guise (Führer der Katholiken).

[48]) François, duc d'Anjou, 5. Sohn Heinr. II. und der Kath. von Medici, Bruder Heinrichs III. (1554—1584), war, da die Ehe Heinr. III. kinderlos blieb, rechtmäßiger Erbe des frz. Thrones.

[49]) Heinrich von Navarra war der Schwager Heinrichs III.

[50]) Karl von Guise, Herzog von Mayence, war nach der Ermordung seines Bruders Führer der Liga geworden.

[51]) cf. dazu Anmerkung 47.

[52]) cf. Lavisse, Hist. de France, VI², 101—125.

Ludwigs XIV., in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Mit Recht galt er den Franzosen als ihr bester und erster König. Als Heinrich durch Mörderhand[53]) gefallen war, drohte sein Reich zu zerfallen. Die Königinmutter Maria von Medici, die für den noch jungen Thronerben die Staatsgeschäfte übernommen hatte, machte sich bald unbeliebt durch ihre Günstlingswirtschaft. Der langsame Verfall des Reiches wäre unvermeidbar gewesen, wenn nicht ein Mann, wie er sich in dem großen Kardinal Richelieu fand, das Ruder des Staates in die Hand genommen hätte. Dieser überaus kluge Staatsmann, der alle seine Machtmittel und diplomatischen Künste in den Dienst des Staates stellte, setzte die Politik Heinrichs IV. fort und ging sogar darüber hinaus, indem er den Adel gänzlich seiner politischen Bedeutung beraubte und zum nichtssagenden Hofadel herabdrückte. Sein Kampf galt ferner einer Anzahl von Protestanten, die er in Verfolg seiner Politik aus staatspolitischen Gründen beseitigen mußte. Ihre Rolle als staatsfeindliche Partei ging endgültig verloren. Durch Erneuerung des Edikts von Nantes (1629) gewährte er den Hugenotten weitere Duldung, weil er mit nationalpolitischem Scharfblick erkannte, daß er ihre lebendigen Kräfte für den Aufbau des Staates benötigte.

So sehen wir, wie nach den unheilvollen Glaubenskriegen im 16. Jahrhundert durch die geschickte Politik Heinrichs IV. und Richelieu's Frankreich der Weg gebahnt wurde für eine Zeit des Ruhmes und der Größe unter dem Sonnenkönig.

[53]) Heinrich wurde ermordet am 14. Mai 1610 von Ravaillac, der dem Wahnsinn verfallen war.

II.

Allgemeine Kritik des Dichters an den Zuständen in Frankreich zur Zeit der Bürgerkriege.

Es ist bei der Abfassung der „Tragiques“ nicht die Absicht d'Aubigné's gewesen, in realistischer Weise den Zustand seines Landes während der Religionswirren zu schildern, um hierdurch ein großes Kunstwerk zu schaffen, sondern er will mit beißendem Spott die Gebrechen der Zeit aufdecken und mit allen seinen Kräften gegen sie zu Felde ziehen. Seine Tendenz kommt deutlich zum Ausdruck in den Worten:

„Et d'autant que le monde est roide en sa malice,
Je deviens roide aussy pour guerroyer le vice.“

O. C. IV, 73.

Der Dichter hat die Greuel der Bürgerkriege selbst miterlebt. Mit eigenen Augen hat er die verwüsteten Städte und das Elend des Volkes gesehen und ist von bitterem Haß erfüllt gegen alle die, welche noch nicht erkannt haben, daß Frankreich dem Abgrunde nahe ist. Durch seine Worte will er Schauder und Stimmung erwecken, um das Volk aufhorchen zu lassen. Deshalb wagt er es auch, die schrecklichste Wirklichkeit wiederzugeben und realistisch, ja bisweilen impressionistisch auszumalen. Um die Vorstellung des Schrecklichen zu erwecken, ruft er Melpomene an, die Muse mit zerzausten Haaren[54]).

„O France desolee! o terre sanguinaire!
Non pas terre, mais cendre . . . . “

O. C. IV, 32.

ruft d'Aubigné aus, als er an den Zustand seines Vaterlandes denkt. Er vergleicht Frankreich mit einer Mutter, die von ihren Kindern Esau und Jakob zerfleischt wird[55]). Esau versinnbildet als älterer die Katholiken, Jakob die Protestanten. Jener will allein die Brüste der Mutter, er gönnt sie Jakob nicht und verschüttet die Milch, die beide nähren sollte. Jakob verteidigt sich,

[54]) O. C. IV, 32.
[55]) D'Aubigné verwendet sehr oft Vergleiche, vor allem aus der Antike und der Bibel. cf. Schwerd, Vergleich, Metapher und Allegorie in den Tragiques des Agr. d' Aubigné. Naumburg a. d. Saale 1908.

„ . . . . et sa juste colère
Rend à l' autre un combat dont le champ est la mere".
O. C. IV, 32.

Die Mutter wird derart verwundet, daß sie sterbend ausruft:

„ . . . . vous avez, felons, ensanglanté
Le sein qui vous nourrit et qui vous a porté;
Or vivez de venin, sanglante geniture,
Je n'ay plus que du sang pour vostre nourriture."
O. C. IV, 32.

Mit drastischen Worten wird die Hungersnot während des Krieges geschildert an folgendem Beispiel, das zeigt, wie eine Mutter ihr eigenes Kind verzehrt:

„La mere, ayant longtemps combattu dans son coeur
Le feu de la pitié, de la faim la fureur,
Convoitte dans son sein la creature aimee,
Et dit à son enfant (moins mere qu'affamee):
«Rends, miserable, rends le corps que je t'ay faict;
Ton sang retournera où tu as pris le laict;
Au sein qui t'allaictoit r'entre contre nature:
Ce sein qui t'a nourry sera ta sepulture!»
La main tremble en tirant le funeste couteau,
Quand pour sacrifier de son ventre l'agneau
. . . . . .
Et des baisers changez en avides morsures.
. . . . . .
L'enfant change visage, et ses ris en ses cris;
Il pousse trois fumeaux, et n'aiant plus de mere,
Mourant cerche les yeux de sa meurtriere[56])".
O. C. IV, 44.

Am größten ist das Elend der Bauern, für die unser Dichter tiefstes Mitleid empfindet. Er schildert, wie schön es in guten Zeiten war, als der Bauer sein Feld bestellte und seine Früchte reifen sah. Wie anders ist es heute! Durch die fortwährenden Raub- und Plünderungszüge der sich bekämpfenden Armeen sind seine Früchte vernichtet, sein Haus ist in Brand gesteckt worden,

[56]) Durch Schilderung solcher Szenen aus den Bürgerkriegen hat d' Aubigné später noch Corneille und Voltaire beeinflußt, wie Feugère feststellt. (Feugère, Charactères et portraits litt. du seizième siècle. Paris 1859. Bd. II, Anmerkung p. 342.)

„ . . . . il prend refection
Des herbes, de charongne et viandes non prestes,
Ravissant les repas apprestez pour les bestes."

Wie war es früher mit den Königen? Als „wahre Väter" und „wahre Könige" reisten sie durch das Land, suchten Städte auf, und überall wohin sie kamen, wurde ihnen ein feierlicher Empfang bereitet. Sogar aus Kindermund hallte ihnen entgegen: „Vive le roi!" Zum Zeichen, daß die Stadt reich war, ja sogar Ueberfluß hatte an allem, zeigten Ammen dem König, daß ihr Busen voll genug sei um zu stillen, sogar um Milch zu vergeuden[57]). So sei es in alten Zeiten gewesen, sagt der Dichter.

„Noz Tyrans aujourd'huy entrent d'une autre sorte."
O. C. IV, 46.

Die Stadt ist ein toter Körper, über den Leichnam schreitet der Tyrann hinweg; man bietet ihm keine Milch, sondern Blut[58]).

Wie der Sturm alles, was er fassen kann, mit sich fortreißt, so reitet der „Reistre noir"[59]) über die Trümmer Frankreichs dahin und zündet an, was er nicht fortschleppen kann. Wie die „Reistres" im Lande gehaust haben, führt er dem Leser vor Augen durch ein Ereignis, dessen Zeuge er war[60]).

Nachdem er in den „Misères" durch einige treffende Beispiele den Zustand seines Landes charakterisiert hat, personifiziert der Dichter Frankreich und klagt es in harten Worten an. Er macht ihm den bitteren Vorwurf, daß es Hab und Gut dem Ausland gibt, und daß so kostbare Schätze für den Aufbau des Vaterlandes verloren gehen, seinen eigenen Bewohnern

[57]) O. C. IV, 46.
[58]) O. C. IV, 46.
[59]) „Reître" auch „rêtre" ist im 16. Jahrhdt. der deutsche Landsknecht im frz. Dienst. Etymologisch entspricht „rêtre" dem deutschen Wort „Reiter". — Für viele ist der Landsknecht eine heroische Erscheinung. Er ist es aber in keiner Weise, nicht einmal auf militärischem Gebiete. Die größte Zahl kam im 15. und 16. Jahrhdt. aus Deutschland. Deutsche bildeten das Hauptkontingent in den Söldnerheeren aller Herren der Welt. Das ist nicht zu erklären, wie vielfach angenommen wird, aus angeborenem Wandertrieb oder Freude am Soldatenberuf, sondern die Ursache ist zu suchen in der Verworrenheit der politischen Verhältnisse und in den wirtschaftlichen Schwankungen in Deutschland zu jener Zeit. Es waren zumeist: Handwerkergesellen aller Art, Schreiber, Studenten, kurz deklassiertes Städtervolk.
[60]) O. C. IV, 40.

gegenüber sei es dagegen rauh und geizig[61]). Mit fremden Nationen treibt das Land Handel, mit allen Ländern unterhält es geistige Beziehungen, aber im Innern ist es dem Verfall nahe[62]).

„Le corps tout feu dedans, tout glace par dehors,
Demande la biere et bien tost est faict corps".

O. C. IV, 48.

Wie der Körper, von innen voll Glut, aber nach außen fast ganz erkaltet, bald nur noch eine Leiche ist und nach der Bahre verlangt, so ergeht es auch Frankreich, an dessen Grenzen Ruhe und Frieden herrscht, so will der Dichter sagen, während im Innern die Bürgerkriege wüten. Bitter beklagt d'Aubigné den Zustand seiner wahrheitsliebenden Kirche, den Haß und Neid der Obersten des Landes, die nur ihre eigenen Vorteile im Auge haben. Wie der Wolf das Blut der Schafe saugt und dann den Körper tot daliegen läßt, so rauben die Tyrannen (Könige) den Einwohnern der Städte durch Steuerlasten ihre Lebenskraft. Ein Körper, bei dem man von Tag zu Tag die Blutzirkulation hemmt, muß zugrunde gehen; ebenso legt man durch höheres Anziehen der Steuerschraube den Handel auf den Flüssen lahm[63]).

Noch in seiner Schmähschrift gegen den katholischen Glauben[64]) erinnert sich der Dichter der trostlosen Zustände in seinem Vaterlande. Um das Wesen der Transsubstantiation zu erklären, bringt er Beispiele, durch die er gleichsam wieder die Lage seines Landes schildert: Die Steuern Frankreichs haben die Aecker in Weiden, die Weinberge in Brachland verwandelt. Die Bauern wurden zu Lügnern, die Soldaten zu Dieben. Welche Aenderung ist am Hofe vor sich gegangen! Die Huren der Prinzen wurden ihre Frauen, die Frauen ihre Huren, Kuppler wurden sogar Fürsten. Wir sehen, daß d'Aubigné sich keineswegs scheut, die Zustände in Frankreich in grellen Farzu schildern.

Durch Zeugnisse aus der Geschichte finden wir das schreckliche Gemälde des Dichters in seinen „Tragiques" bestätigt. Frankreich bot damals ein entsetzliches Bild der Verwüstung, alle Verhältnisse waren zerrüttet und das Volk war materiell und moralisch dem Verfall nahe.

---

[61]) O. C. IV, 48.
[62]) O. C. IV, 48.
[63]) O. C. IV, 47.
[64]) Confession du sieur de Sancy, O. C. II, p. 303.

III.

Kritik an den einzelnen Ständen.

1. Laienwelt.

A. Adel.

Mit dem Eindringen der Renaissance in Frankreich hatte sich neben der kulturellen Neugestaltung auch in der sozialen Struktur des Volkes eine bedeutende Wandlung vollzogen. Durch den emporstrebenden Absolutismus und die Zentralisation auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geriet die politische und rechtliche Machtstellung des Feudaladels, der im Mittelalter eine führende Rolle gespielt hatte, ins Schwinden. Er verlor seine großen Regalienrechte, und allmählich vollzog sich eine Umgestaltung der „Féodalité“ zur „Noblesse“. Während auf der einen Seite viele feudale Adelsgeschlechter durch Kriege ausstarben, wurden auf der anderen zahlreiche hohe Beamte vom Könige in den Adelsstand erhoben. Zur Zeit der Renaissance, die nach italienischem Muster ein üppiges Hofleben in Frankreich entfaltete, zogen es viele Adelige vor, in der Nähe des Monarchen zu leben, um von seiner Gunst zu profitieren. Zur Zeit Franz I. (1515—1547) sollen ungefähr 150 Adelige am Hofe gelebt haben. Unter Ludwig XIV. wurden es deren 4000. So haben wir in der Mitte des 16. Jahrhunderts neben einigen Resten des wirtschaftlich zerrütteten Feudaladels, der weder politisch noch wirtschaftlich wieder zur Bedeutung gelangte, einen Hofadel, der seine Titel, Rang und Rechte vom König erhielt. Im Anfang des Jahrhunderts war seine Macht, obwohl er ganz unter dem Einfluß des Herrschers stand, immerhin noch groß. Jedoch verlor er seine Bedeutung zur Zeit der Religionskriege, und war bereits um 1600 ein nichtssagender Hofadel, der nur dazu diente, den Glanz des Königs zu erhöhen. Neben diesem alten Adel, der sich „noblesse d'épée“ (Geburtsadel) nannte, bestand zur Zeit Heinrichs IV. die sogenannte „noblesse de robe“, die man auch als Parlamentsadel bezeichnen könnte. Dieser letztere rekrutierte sich aus bürgerlichen Kreisen (haute bourgeoisie), die im Verlaufe der absolutistischen Regierungszeit allmählich größeren Einfluß gewonnen hatten; denn Heinrich IV. und in noch größerem Maße Richelieu wußten, wie es mit dem Hofadel zu ihrer Zeit bestellt war. Er war als trauriges Vermächtnis der vergangenen Zeit tief in Roheit und Aus-

schweifung versunken. Seine Verdienste konnten bei weitem nicht seine Schwächen und sein wüstes Leben aufwiegen. Er hatte die politische Stellung, die er früher einmal inne gehabt, eingebüßt und in dem wilden Treiben um die Jahrhundertwende auch die Kraft schwinden sehen, sich eine neue einflußreiche Stellung in dem modernen Staate zu erringen. Sein einziges Ziel war nur noch ein reicher Besitz, Habsucht die Triebfeder seiner Handlungen. Die moralische Versunkenheit, der sorglose Uebermut und die raffinierte Schlauheit, die den französischen Adel damals charakterisierten, treten deutlich zu Tage in den Denkwürdigkeiten unseres Dichters, der, wie wir bereits gesehen haben, sein ganzes Leben lang Gelegenheit hatte, die vornehme Gesellschaft eingehend kennenzulernen.

Neben diesen hohen Adeligen, die sich vorwiegend am Hofe aufhielten und hier ein sorgenloses Dasein führten, gab es einen niederen Landadel, der aus Mangel an Geld darauf angewiesen war, auf seinem Landgut zu leben. Er spielte politisch gesehen keine Rolle im damaligen Frankreich, in moralischer Hinsicht zeigte er noch verderbtere Zustände als der Hofadel.

a) Könige und Fürsten.

Der König ist der erste Fürst des Landes; als solcher soll er das Vorbild seiner Untertanen sein, und er ist es im 16. Jahrhundert wirklich gewesen, allerdings in erster Linie hinsichtlich seiner Schattenseiten. Seine schlechte Regierung, sein lasterhaftes Leben und die moralische Verderbtheit am Hofe, alles das hat sich in getreuen Bildern auf seine Untergebenen abgefärbt.

Die Kritik am Königtum nimmt in den Werken d'Aubigné's einen sehr breiten Raum ein; denn das Oberhaupt des Staates trägt letzten Endes die größte Schuld an allem Uebel. Obwohl der Dichter weiß, welch gefährliches Spiel er mit seinen Worten gegen die Schwächen der Fürsten führt, so wagt er es dennoch, sich durch eine direkte Satire an den König zu wenden und ihm mit unverhülltem Tadel seine Fehler vor Augen zu halten:

„Roys que le vice noir asservit soubs ses loix,
Esclaves de pechez, forçaires, non pas Roys
De voz affections, quelle fureur despite
Vous corrompt, vous esmeut, vous pousse et vous invite
A tremper dans le sang vos sceptres odieux“
. . . . . O. C. IV, 84–85.

Wir haben bereits gezeigt, daß es d'Aubigné fern gelegen hat, mit republikanischen Ideen das Königtum zu bekämpfen, im Gegenteil: er betrachtet es als seine vornehmste Aufgabe, den Monarchen an seine Pflicht zu erinnern, natürlich von seinem Standpunkt als Anhänger der Lehre Calvins. Er weiß, daß sein Unternehmen kühn ist, aber Gott hat es ihm, wie er immer wieder betont, zur Aufgabe gemacht, die Laster zu schildern und das Uebel zu bekämpfen. Wenn er sieht, wie seine Glaubensgenossen auf Veranlassung des Königs verfolgt werden, wie sich der König in seinen Ratschlüssen von mächtigen Fürsten beeinflussen läßt, so kann es der Dichter als pflichtgetreuer Protestant nicht dabei bewenden lassen, nur die Schwächen der Fürsten dem Volke zu zeigen, sondern er wendet sich in schonungslosen Invektiven gegen die Obersten des Reiches. Mit dem Scharfblick des Hasses werden die Schwächen der Fürsten erspäht und bloßgestellt.

Im zweiten Buch seiner „Tragiques" zeigt er sich als Satiriker größten Stils. Ueberall spricht eine gewaltige politische Leidenschaft aus der Dichtung, welche die stürmischen Ereignisse der Religionskriege begleitet. Polemische und satirische Tendenz machen aus ihr eine Waffe. Es wäre sinnlos, bei der leidenschaftlichen Natur eines fanatischen Parteimannes wie d'Aubigné, Spuren von Objektivität zu suchen. Für die Schande, die das Haus Valois in seinem lasterhaften Leben über Frankreich gebracht hat, wünscht der Dichter, „que l'acier de ses vers burine leur histoire aux yeux de l'univers". (O. C. IV, 72). Durch Vergleiche stellt er den Typus eines Tyrannen dem guten Könige gegenüber[65]). Während jener grausam handelt und regiert, behandelt dieser seine Untertanen mit Milde. Ein Tyrann ist in den Augen des Dichters Heinrich III., der aus politischen Gründen, unterstützt von den rachedurstigen Guisen, die Verfolgung der Hugenotten betrieb. Ohne Zweifel ist Heinrich mit allen erdenklichen Mitteln gegen die neue Lehre zu Felde gezogen, er ist aber keineswegs ein Tyrann auf dem Throne Frankreichs gewesen, wie ihn d'Aubigné mit beißendem Spott schildert[66]).

Welcher König ist es wert, daß man ihm Dienste leistet, da wir (Protestanten) soviel erleiden und die größten Beleidi-

[65]) O. C. IV, 85

[66]) In einem späteren Kapitel werden wir Heinrich III. im Lichte der Kritik d'Aubigné's näher behandeln.

gungen über uns ergehen lassen? — sagt er, als er sich über die Willkür der Fürsten beklagt.

„Nos peres estoient francs; nous qui sommes si braves,
Nous lairrons des enfants qui nous seront esclaves".

O. C. IV, 89.

Nur der kann König sein, der seinen Ehrgeiz zu bezähmen weiß und zunächst einmal selbst über sich Herr ist, nicht jene „hermaphrodits"[67]) und „bourdeliers"[68]), denen er wünscht, daß sie besser geboren wären als „valets de putains que Seigneurs sur les hommes", auch nicht jene, die dulden, daß Frauen[69]) die Staatsgeschäfte leiten und über Krieg und Frieden gebieten. Noch weniger sind jene dazu geeignet, so sagt er in seinem Zorn, die wie unsere Könige verkleidet umhergehen, sich an unschuldigen Mädchen vergreifen und in Bordells verkehren[70]).

Auf der einen Seite schildert er das Elend des verarmten Volkes, auf der anderen das ausschweifende lasterhafte Leben des Königs und seiner „mignons", die nur erotische Genüsse kennen. Es sei hier eine Stelle angeführt, die bezeichnend ist für ihre Sittenlosigkeit:

„Il n'est pas galand homme et n'en sçait pas assez,
S'il n'a tous les bordeaux de la Cour tracassez;"

O. C IV, 92.

Daß derartige Zustände, wie sie in wenigen Worten charakterisiert werden, von den Kritikern der damaligen Zeit nicht unbeachtet bleiben konnten, ist nur zu verständlich. Glücklich die Römer, die einen Caesar hatten! — ruft der Dichter aus,

„Mais malheureux celuy qui vit esclave infame
Soubs une femme hommace[71]) et soubs un homme femme[72])."

O. C. IV, 93.

Wenn d'Aubigné allgemein gegen das Königtum Front macht, so soll nicht verkannt werden, daß er auch gegen Heinrich IV., dessen Schicksale zum größten Teil mit denen seines Lebens verbunden waren, zu Felde zieht. Wir können uns damit begnügen, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, und werden sein Verhältnis zu ihm in einem späteren Kapitel eingehender behan-

[67]) O. C. IV, 91.= „monstres effeminez"
[68]) O. C. IV, 91. Nach Réaume: celuy qui tient un lieu infâme.
[69]) Wohl eine Anspielung auf Kath. von Medici.
[70]) O. C. IV, 91.
[71]) Katharina von Medici.
[72]) Heinrich III.

deln. Ein Dorn im Auge ist dem Dichter die Abhängigkeit vom Papst, die er bitter beklagt. So sagt er in seinem „Discours par Stances“[73]):

“Celuy n'est souverain qui reconnaist un maistre;
Plus infame vallet, qui est valet d'un prestre.
Servir Dieu, c'est regner d'un regne seur et doux.
Roys de Septentrion, heureux Princes et sages,
Vous estes Souverains qui ne debvez hommages,
Et qui ne voyez rien entre le Ciel et vous.“

Ein König, der Gott gehorcht und nur Gott allein, das ist der Wunsch und Traum des Dichters. Sein Ideal ist ein Ludwig XII.

Neben den Königen stellt er seine Ratgeber, die Großen des Reiches, in seinen Satiren an den Pranger. Sie macht er nicht weniger verantwortlich für die Zustände, die durch die Bürgerkriege hervorgerufen worden sind. Ihnen gilt daher ein ebenso großer Haß. Hohe Beamte des Staates, die zumeist dem Hofadel oder dem höheren Klerus angehörten, waren die Ratgeber des Königs bei seinen Amtshandlungen. Als im 16. Jahrhundert die Wellen der Reformation allmählich ins politische Leben überschlugen, trat als natürliche Folge der katholische Klerus immer mehr in den Vordergrund, um seine Interessen im Staatsleben zu vertreten. Bekannt ist, daß es die katholischen Guisen zu einem mächtigen Faktor am Hofe des Königs gebracht hatten. Je schwächer nun der König als Regent sich zeigte — man denke an Franz II. und Karl IX. —, desto größer gestaltete sich der Einfluß der Fürsten. Bei der Macht blieb es allein nicht; sie nutzten diese aus zu ihren eigenen Vorteilen. Egoismus wurde die Triebfeder ihrer Handlungen.

Unter Heinrich III. erleben wir es nun, wie diese Fürsten es verstehen, dem Könige zu schmeicheln und ihn durch ihre Scheinheiligkeit zu blenden. D'Aubigné beklagt sich darüber, wenn er sagt:

„Mais en ce temps infect tant vaut la menterie
Et tant a pris de pied l'enorme flatterie,
Que le flatteur honteux, et qui flatte à demi
Faict son Roy non demi, mais entier ennemi“.

O. C. IV, 74.

Wer sind diese Schmeichler? Niemand anders als die „Conseillers d'Estat“, die er „belistres“ (Lumpen) und „gnatons

[73]) O. C. IV, 324.

du temps passé[74])" nennt. Alle ihre Handlungen sind „farces et jeux".

„Vostre sang n'est point sang, voz coeurs ne sont point coeurs
Mesme il n'y a point d'ame en l'ame des flatteurs", . . .

O. C. IV, 78.

sagt er weiter. Die Seele dieser Schmeichler vergleicht er mit einem Chamäleon; so unbeständig sind die Fürsten[75]). Aeußerst anschaulich zeigt er ein Bild ihrer Laster; als Darstellungsmittel wird der Gegensatz verwandt[76]). Dadurch daß die Könige diese Schmeichler begünstigen, geben sie dem Laster Nahrung[77]).

Am ausfälligsten ist des Dichters Spott gegen den Kardinal von Lothringen, der nach seiner Meinung neben Katharina von Medici die Brandfackeln der Bürgerkriege entfacht hat. Mit gehässigen Worten klagt er ihn an:

„Ce cardinal sanglant, couleur à point suivie
Des desirs, des effects et pareill'à sa vie:
Il fut rouge de sang de ceux qui en cercueil
Furent hors d'aage mis, tüez par son conseil;
Et puis le cramoisy encores nous avise
Qu'il a dedans son sang trempé sa paillardise,
Quand en mesme subject se fit le monstrueux
Adultere, paillard, bougre et incestueux".

O C. IV, 58—59.

Noch in einer späteren Schrift, der „Confession du sieur de Sancy", kennzeichnet d'Aubigné in Sancy einen Mann, der typisch ist für die Fürsten und Ratgeber, die Heinrich III. und Heinrich IV. umgaben. Es waren Schmeichler und charakterlose Menschen, die es vorzüglich verstanden, ihre Fahne ganz nach dem Winde zu drehen. Zum Schluß dieses Kapitels sei erwähnt, daß der Dichter sogar in seinem Testament, das er neun Tage vor seinem Tode schrieb, mit einem Worte die Habsucht der Fürsten malt, wenn er von ihren „mains longues" spricht[78]).

---

[74]) Nach Réaume (O. C. V, 361): gnaton, parasite de l' Eunuque de Térence, a donné son nom à tous les parasites en général.

[75]) O. C. IV, 78.

[76]) O. C. IV, 78.

[77]) O. C. IV, 78.

[78]) O. C. I, 124.

b) Höflinge.

Ein untrügliches Kriterium für die Beurteilung der Zustände am Hofe liefert uns d'Aubigné's Satire gegen die Höflinge. Er gibt uns den Niederschlag seiner Erfahrungen am Hofe der letzten Valois wieder. Wir wissen aus seinem „Leben", daß er nach Auflösung des Verhältnisses mit Diana Salviati (1573) auf Anraten eines Hofmeisters in die Dienste des Königs von Navarra gekommen war. Im Jahre 1574 kam er, begünstigt durch die Fürsprache seines Herrn, an den Hof Heinrichs III., wo er Gelegenheit hatte, das wilde Leben und Treiben der damaligen Gesellschaft kennenzulernen.

Ein König ohne Höflinge wäre undenkbar gewesen. Seit den Anfängen der Monarchie hat es Hofgesellschaften gegeben, die mehr oder weniger nur dazu dienten, den Glanz des Herrschers zu erhöhen. Mit dem Einzug der Renaissance waren italienische Sitten nach Frankreich gekommen, die dem Hof ein vollkommen neues Gesicht gaben; der „chevalier" des Mittelalters wurde nun „cavalier", ein nach Etikette erzogener junger Mann. Unter Franz I. entfaltete sich, wie wir schon erwähnt haben, nach italienischem Muster ein üppiges Hofleben, das sich unter seinen Nachfolgern allmählich weiterentwickelnd, einen niegeahnten Höhepunkt im 17. Jahrhundert zur Zeit Ludwigs XIV. erreichte. Schon in der Renaissanceepoche war der Hof das erstrebenswerte Ziel eines jeden, der Wert darauf legte, etwas zu gelten und ein üppiges Leben zu führen. Das glanzvolle Leben und Treiben, das sich hier abspielte, stand im schroffsten Gegensatz zu dem Jammer und Elend auf dem Lande. Nirgendwo herrschte eine größere moralische Verkommenheit als unter den Fürsten jener Zeit. Zeitgenössische Urkunden, Verordnungen, Schilderung von Gebräuchen, Spielen und Festen in der Literatur, ferner bildnerische Darstellungen von Personen und Ereignissen sind sichere Dokumente für die Sitten jener Zeit[79]). Wenn auch die sittlichen Maßstäbe historisch gesehen wechseln und daher der Frage: Was ist sittlich? jeweils eine andere Bedeutung zukommt, so kann man trotzdem von einer Verrohung sprechen, und Fuchs[80]) hat nicht Unrecht, wenn er von der

[79]) Über die sittlichen Zustände in Frankreich im 16. Jahrhundert cf. Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte, 3 Bde. München 1910.

[80]) ibidem I. Bd., p. 187.

Renaissance sagt: „Im Individuellen ist dieses größte und umfangreichste Revolutionszeitalter der neueren Geschichte zugleich das grandioseste geschichtliche Beispiel einer erotischen Expansion als Massenerscheinung". Alles ist nur auf Trug und Schein eingestellt. Aeußerlich spielt man den „honnête homme" und sucht feine Sitten und Manieren vorzutäuschen; in Wirklichkeit ist alles nur Lüge und Heuchelei. Es nimmt daher kein Wunder, wenn einem biederen Ehrenmann wie d'Aubigné das Leben am Hofe verhaßt ist. Der Dichter scheut sich nicht, in allen seinen Schriften die Mißstände an den Höfen der französischen Könige mit scharfen Worten zu geißeln, obwohl er weiß, daß er sich dadurch manche Feinde zuzieht. Wenden wir uns nun im folgenden der Satire des Dichters gegen die Höflinge zu.

Im zweiten Buch seiner „Tragiques", das noch im Jahre 1577 entstand, als d'Aubigné verwundet im Castel-Yaloux lag, drückt er bereits seinen Haß gegen das Parasitentum am Hofe aus bei der Schilderung einer Szene, wo ein Vater seinen Sohn an den Hof schickt, damit er gute Sitten lerne[81]). Man fühlt hier deutlich die Erinnerungen an seine früheren Jahre, die er in der Umgebung des Königs verbracht hatte. Der Vater ist stolz auf seinen äußerst begabten Sohn, und seine größte Freude besteht darin, diesen am Hofe zu sehen, um seine Tugenden, die er bereits besitzt, noch vollkommener zu gestalten. „L'esprit sçavoit tout, le corps tout exercice", sagt er. Der Knabe besaß also alle nötigen Eigenschaften, die erforderlich waren, um in die Hofgesellschaft aufgenommen zu werden. Nach Faret[82]) genügten nicht nur die vornehme Geburt und ausreichende Tugenden für das Ideal eines Höflings; er mußte auch eine stattliche Figur haben[83]) und im Tanzen, Springen, Schwimmen und Spielen bewandert sein, ja er sollte auch Laute und Guitarre spielen können[84]). Wir werden später sehen, daß das Idealbild eines Hofadeligen, wie es Faret schildert, nie erreicht worden ist. Wir wissen genau, daß das Hof-

[81]) O. C. IV, 104 ff.

[82]) Faret, L'Honeste Homme ou l'art de plaire a la cour. Paris 1637.

[83]) . . . ie treuue encore tres necessaire un bon corps, de belle taille, plustost mediocre que trop grand, plustost gresle que trop gros, des membres bien formez, forts, souples, desnouez, et faciles à s'accommoder à toutes sortes d'exercices de guerre et de plaisir". (Faret a. a. O. p. 21)

[84]) ibid. p. 23.

leben der damaligen Zeit nur auf äußeren Umgangsformen beruhte, die von jedem einzelnen der Gesellschaft beachtet werden mußten. Der äußere Glanz, der sich nur bei Festlichkeiten und offiziellen Empfängen bei Hofe zeigte, verblaßte, sobald man dem Blickfeld des Königs entschwunden war und sich unbeobachtet glaubte. Dann erst zeigte sich der wahre Höfling mit allen seinen Schwächen und Fehlern.

So kommt auch der Knabe mit guten Vorurteilen an den Hof:

„Void force hommes bien faicts, bien morgants, bien vestus,
Il pense estre arrivé à la foire aux vertus", ...
O. C. IV, 104

Er beurteilt den guten Geist nach dem glanzvollen Aeußeren, nach der Pracht der Kleidung; doch bald sieht er sich getäuscht, als er sich anschickt, seine Fähigkeiten durch geistreiche Worte und durch seinen edlen Charakter zu beweisen; denn

„Il ne trouve auditeurs qu'ignorants envieux,
Diffamans le sçavoir des noms ingenieux:
S'il trousse l'epigramme ou la stance bien faicte,
Le voila descouvert, c'est faict, c'est un poete;
S'il dit un mot salé, il est bouffon, badin;
S'il danse un peu trop bien, saltarin, baladin;"
O. C IV, 104.

In diesen Versen kennzeichnet sich schon der Geist der Hofgesellschaft. Wir sind hier berechtigt anzunehmen, daß der Knabe manche Züge des Dichters trägt[85]). Als er sieht, wie in den Festsälen des Louvre einigen Fürsten glänzende Huldigungen dargebracht werden, fragt er erstaunt einen Greis nach deren Namen. Sie sind ihm jedoch unbekannt, und er fragt weiter, ob diese ein großes Land erobert oder den König aus Todesgefahr errettet haben, weil er sich nicht denken kann, daß ihretwegen ein derartiges Fest veranstaltet wird. Nach vielen Fragen antwortet ihm der Alte:

„. . . . . Mon jeune homme, je croy
Que vous estes bien neuf, ce sont mignons du Roy".
O. C. IV, 105.

In seiner Ratlosigkeit, verwirrt durch alles, was er gesehen hat, zieht er sich in sein Gemach zurück. Im Traume läßt ihm der Dichter „Fortuna" erscheinen. Scharfe Beobachtung, versteckte Ironie und bitteren Haß zeigt er, wenn er durch

[85]) cf. D' Aubigné, Sa vie a ses enfants, O. C. Bd. I.

ihren Mund weitere Kritik übt an den Höflingen, die er bis zu ihrem Ende verfolgt, wo sie noch „pippent les jeunes gens, les gaignent, les courtisent[86])". Dann erscheint eine andere Dame: „Vertu"[87]), ohne Schmuck, gekleidet wie eine würdige Matrone. Sie setzt sich auf das Bett des Knaben, und nachdem sie ihm die Hand geküßt hat, sagt sie:

„Mon filz, n'attends de moy la pompeuse harangue
De la fausse Fortune, aussy peu que ma langue
Fascine ton oreille, et mes presents tes yeux."

O. C. IV, 110.

Sie gibt eine Menge moralischer Vorschriften, wie Mäßigung im Vergnügen und in der äußeren Haltung; sie wünscht, daß ihr Kind die Würde bewahrt, auch wenn es am Hofe verspottet wird. Hier zeigt sich d'Aubigné als Moralprediger. „Vertu" rät dem Knaben, nach bürgerlichen Anschauungen zu handeln, nur das eine Ziel im Auge zu haben: „den Ruhm Gottes; und um diesen Ruhm zu erlangen, muß man im Krieg und Frieden die wahre Ehre suchen und die falsche den Höflingen überlassen:

Cerche l'honneur, mais non celuy de ces mignons
Qui ne mordent au loup, bien sur leurs compagnons.
Qu'ils prennent le duvet, toy la dure et la peine,
Eux le nom de mignons, et toy de Capitaine . . . ."

O. C. IV, 114.

Nach einer mitleidvollen Anerkennung der tugendhaften Hofleute hält sie es für vorteilhaft, den Hof zu verlassen; denn wenn das Wetter (Gottes Zorn) die Eichen (Fürsten) trifft und fällt, dann zerstört es auch die Gräser und vernichtet alle die Vögel, die in ihren Schatten weilen[88]). Die Sittenlosigkeit ist genügend dadurch charakterisiert, daß er den Louvre ein „Sodome et Gomorrhe"[89]) nennt. Wenn er durch „Vertu" dem Knaben den Rat gibt: „Va suivre les labeurs du Prince Navarrois!", dann hat d'Aubigné wohl persönliche Interessen religiöser Natur dabei im Auge gehabt, womit keineswegs gesagt sein soll, daß er den Hof von Navarra in gleicher Weise haßt wie den Heinrichs III.

[86]) O. C. IV, 110.
[87]) Die Allegorie spielte als Vermächtnis aus dem Mittelalter noch im 16. Jahrhundert eine Rolle; wir werden sie bei d' Aubigné noch öfter finden in der Satire gegen die Richter.
[88]) O. C. IV,116.
[89]) O. C. IV, 115.

Aus seiner Autobiographie geht deutlich hervor, daß er die Umgebung des Königs immer mit gehässigen Augen beobachtet hat und mit dem Hof nichts weniger als zufrieden war. Schon oft war die Hofgesellschaft das Ziel seines Spottes gewesen. Es möge hier eine Begebenheit aus dem Leben unseres Dichters Erwähnung finden, die bezeichnend ist für sein offenes Wesen, das ihn mancherlei Gefahren am Hofe ausgesetzt hat. Als er einer Geliebten des Königs von Navarra, die sich in Begleitung eines Mohren, eines Lakaien, eines Affen und eines Pudels[90]) auf dem Wege zur Kirche befand, nicht die nötige Ehrenbezeugung erwies, wurde er von dieser auf sein achtungsloses Verhalten aufmerksam gemacht, worauf er in seiner kühnen Art geantwortet haben soll: „C'est qu'il y a en ceste cour une fort genereuse noblesse, mais il n'y a de macquereau, de bouffon, de valet de singe et de barbet, que ce que vous voyés là[91]).

Von ganz anderer Art ist die Satire gegen die Höflinge in dem Roman „Aventures du Baron de Foeneste“[92]). Bisher haben wir d'Aubigné nur kennengelernt als ernsten Spötter, der mit bitterem Sarkasmus gegen die Gebrechen seiner Zeit zu Felde zieht. Die flammende Leidenschaft, die aus seinen „Tragiques“ spricht, stempelte ihn in den Augen der Literarhistoriker zu einem zweiten Juvenal. Die wildbewegte Zeit seines Lebens war jedoch vorüber, als er seinen „Baron de Foeneste“ schrieb. Während der Dichter bisher in seinen Satiren gegen Personen oder Zustände nicht die gräßlichsten Ausdrücke scheute — man denke an einige Brutalitäten in den „Tragiques“ —, so bedient er sich hier einer heiteren Ironie, die nur zu erklären ist aus seinem Alter, das ihn lachen ließ über manche Dinge, die früher der Gegenstand seiner Invektiven waren. Satirische Ausfälle, grobe Schwänke und treffende Charakterschilderungen kennzeichnen dieses Werk, das trotz mancher lächerlichen Szene, die es darstellt, doch einen großen Teil Wahrheit enthält. Der allgemeine Zug, der hier vorherrscht, ist, daß d'Aubigné die neuen Sitten aus Italien, die das Althergebrachte, Nationale untergraben, in origineller Art verhöhnt. So macht er sich lustig über die italianisierte Ausdrucksweise

[90]) Diese Liebhaberei der Großen in Frankreich für Affen, Hunde, Narren etc. griff um so schneller um sich, weil die Könige selbst das Beispiel gaben.

[91]) O C. I, 51.

[92]) Das 1. und 2. Buch erschien 1617; das 3. 1619; das 4. 1620.

am Hofe, wenn er Foeneste lächerliche Redewendungen und komplizierte Adverben in den Mund legt, über die der Leser oft lachen muß, während Enay, ganz der Mann seiner Zeit und seines Landes, sich der einfachen, traditionellen französischen Ausdrucksweise bedient. Wenn vielfach behauptet wird, daß er in seinem Roman ein satirisches Bild des Hofes unter Ludwig XIII. gibt, so genügt diese Feststellung nicht; wir schließen uns der Meinung Lotheißens an[93]), wenn er sagt, daß der Dichter manche lustige Züge und Geschichten aus seinem früheren Leben einflocht. Zieht man bei genauerem Studium des „Baron de Foeneste" eine Parallele zu seinem „Leben", so sieht man recht deutlich, daß sich manche Erlebnisse aus der Sturm- und Drangzeit des Dichters im ersteren widerspiegeln.

Es ist hier nicht der Ort, eine Analyse des Romans zu geben. Wir werden uns an dieser Stelle darauf beschränken, die Satire gegen die Höflinge im wesentlichen herauszuschälen. Um ein anschauliches Bild dieses sogenannten Edelmannes der damaligen Zeit zu geben, wendet der Dichter als wirksamen Kontrast den Gegensatz an. Mit drastischem Humor zeigt er in Foeneste einen anspruchsvollen Großtuer, der, wie sein Name schon anzeigt[94]), nichts anderes im Auge hat als zu scheinen, während auf der anderen Seite in Enay der einfache und ehrenhafte Mann aus dem Alltagsleben dargestellt ist. Jener, das Abbild eines Höflings, ist ein Katholik ohne feste weltanschauliche Grundlagen, dieser der biedere Protestant, der ganz in seiner Religion aufgeht. Der Name des Letzteren bezeichnet gleichfalls seinen Charakter als Wirklichkeitsmenschen[95]).

Um sich der Gefahr der Anfeindung zu entziehen, betont d'Aubigné, daß er, obwohl er einen lächerlichen Gaskogner darstellt, die Bewohner der Gaskogne im allgemeinen doch schätzt und achtet[96]). Auf dem Rückzug von einigen Gefechten mit den Protestanten trifft Foeneste, „demi courtisan, demi soldat", den „bonhomme" Enay, mit dem er sich in ein langes

[93]) Lotheißen a. a. O. I. Bd.

[94]) Von dem griech. Zeitwort „scheinen".

[95]) Von dem griech. Zeitwort „sein".

[96]) Das kommt daher, sagt er : . . . . „par le conseil d' un des plus excellents Gentils-hommes de ce pays-là que ce personnage a esté choisi, comme l' escume de ces cerveaux bouillants, d' entre lesquels se tirent plus de Capitaines et de Mareschaux de France que d' aucun autre lieu."
(O. C. II, 380)

Gespräch einläßt. In äußerst geschickter Weise bringt der Dichter in Form dieses Dialogs seine Satire gegen die Halbwelt der Höflinge zum Ausdruck. Foeneste, der vielleicht aus den niedrigsten Kreisen des Volkes stammt und nur Abenteurer ist, rühmt mit Stolz das Alter und den vornehmen Stamm seiner Vorfahren, von denen er in Wirklichkeit nie etwas erfahren hat: alles ein Mittel um zu scheinen! Mit peinlichster Genauigkeit zeigt er Enay Mittel und Wege, wie man es anfängt, sich das Aussehen eines „homme à la mode" und eines „courtisan en faveur" zu verschaffen. Zunächst muß man nach der neuesten Mode gekleidet sein, d. h. die Kleidung derer tragen, die für Moden zuständig sind: „Messurs qui ont l'autorité[97]"). Als Enay mit ironischen Worten weitere Fragen stellt[98]), wie er es fertig bringe, bei Ankunft im Louvre zu scheinen, antwortet Foeneste in seinem gaskognischen Dialekt in einer Art, die typisch ist für die Charakteristik eines Höflings zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich; wir möchten sie daher dem Leser nicht vorenthalten: „bous commencez à rire au premier que bous rencontrez: bous saluez l'un, bous dittes le mot à l'autre: «Fraire, que tu es vrave, espanoüy comme une rose, tu es vien traitté de ta maistresse. Cette cruelle, cette revelle, rent-elle point les armes à ce veau front, à ceste moustache vien troussee, et puis ceste velle greve, c'est pour en mourir». Il faut dire cela en demenant le vras, vranlant la teste, changeant de pied, peignant d'une men la moustache, et d'aucunefois les chebus. Abez-bous gagné l'antichamvre? bous accoustez quelque galant homme et discourez de la bertu[99]"). Ferner spricht man über Duelle und Pensionen, oder man philosophiert über die Farben der Strümpfe, sagt Foeneste in seinem weiteren Gespräch mit Enay. Eine Kunst sei es auch, am Hofe eine Einladung zum Mittagessen zu erhalten; falls dieser Versuch mißlinge, müsse man gute Miene zum bösen Spiel machen und mit dem Zahnstocher im Munde den Eindruck erwecken, als habe man vorzüglich gespeist[100]). Hier zeigt sich d'Aubigné's treffliche Beobachtungsgabe und Sinn für Komik; er hatte sich in seinen jungen Jahren scharf umgesehen und die Armseligkeit jener Welt erkannt, über die

[97]) O. C. II, 387.

[98]) Enay weist manche Züge des Dichters auf.

[99]) O. C. II, 389-390.

[100]) O. C. II, 392.

er sich lustig macht. Von Enay in sein Haus geladen, erzählt der Baron von vier Kriegen, an denen er teilgenommen haben will; durch Heldenmut habe er sich große Verdienste erworben. Erstaunt ist Foeneste über die gewöhnliche Ausdrucksweise seines Freundes, der von einem Haus, einem Stall, von Hunden usw. spricht[101]) und tadelt es, daß er sein Haus nicht einen Palast, seinen Speicher nicht eine Galerie, seinen Garten nicht einen Park und seine Hunde nicht eine Meute nennen will. Der Schein ist dem Höfling alles; jeder will die größte Rolle spielen, will glänzen, will möglichst viele hohe Aemter erhaschen. In diesem Streben nach Macht und Geltung kennt man keine Rücksicht; es ist daher nicht zu verwundern, wenn der Ehrgeiz und die Eifersucht ihre schönsten Blüten treiben. Wenn Faret[102]) das Ideal eines Ehrenmannes darin sieht, „qu'il soit prompt sans estre estourdy, qui'l soit vigilant sans estre inquiet, qu'il soit hardy sans estre insolent, qu'il soit modeste sans estre melancholique, qu'il soit respectueux sans estre timide, qu'il soit complaisant sans estre flatteur . . . . .", so kann man wohl mit Recht behaupten, daß dieses Ideal nie erreicht worden ist und nie erreicht werden konnte. Der größte Teil jener Hofgesellschaft bestand aus Kriechern und Schmarotzern; gegen diese richtet sich der Spott unseres Dichters.

Man muß anerkennen, daß d'Aubigné, wenn er in Foeneste eine komische Figur zeichnet, die schon bald zur Karikatur wird, den einfachen Enay als Kontrast keineswegs idealisiert, sondern sich stets bemüht, diesen als Seinsmenschen sowohl mit guten als auch schlechten Charaktereigenschaften hinzustellen.

c) Prinzessinnen.

Wenn in jener Zeit des aufstrebenden Absolutismus in Frankreich bei den Sittenschilderern von Frauen die Rede ist, dann handelt es sich lediglich um die Dame der Gesellschaft, die „honnête fille" und „honnête femme". Der Hof drückte mehr denn je der ganzen Zeit den Stempel auf. Obwohl das Bürgertum im 16. Jahrhundert bereits einen bedeutenden Aufschwung genommen und in fast allen Zweigen des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens festen Fuß gefaßt hatte, blieb es für den Charakter des Zeitgeistes nur von geringer Bedeutung. Alle

[101]) O. C. II, 401.
[102]) Faret a. a. O., p. 88.

Gebiete des Lebens empfingen ihre Impulse einzig und allein vom Hof Die Frau erhielt jetzt im gesellschaftlichen Leben bereits eine bedeutende Stellung. Hier im Renaissancezeitalter liegen schon die Keime des Preziösentums, über das sich später Molière und andere Geistesheroen lustig machen.

Welche Rolle spielt nun das schöne Geschlecht in den Satiren unseres Dichters? Wir finden verhältnismäßig wenige Stellen, in denen von Frauen die Rede ist. Ihn interessiert nicht die gebildete, geistreiche Frau des öffentlichen Lebens, die schon im 16. Jahrhundert zum Teil eine große Rolle spielt und dem Mann auf geistigem Gebiete gleichkommt[103]), sondern die Frau am Hofe in ihrer Stellung und in ihrem Verhalten in bezug auf die sittlichen Zustände jener Zeit. Es ist hinreichend bekannt, daß der französische Adel im damaligen Frankreich auf dem Gebiete der Sittlichkeit ein Ausbund von Lastern war. Jeder König hatte seine Mätressen, die nur dazu dienten, seine Sinne zu befriedigen. Bekannt ist Diana von Poitiers, die Mätresse Heinrichs II., bekannt sind uns die Liebschaften Heinrichs III. und seines Nachfolgers Heinrichs IV., ganz zu schweigen von Ludwig XIII. und dem Sonnenkönig. Nach unseren Begriffen ist jene Zeit eine Epoche tiefen sittlichen Verfalls, wie schon an anderer Stelle betont worden ist. Es ist klar, daß dieser Zustand, der sich im Anfang nur auf die oberen Stände, denen der Absolutismus ein freies Genießerleben gestattete, beschränkte, nach und nach auf weitere Volksschichten übergreifen mußte.

Wenn uns d'Aubigné wie auch seine Zeitgenossen in manchem obszön anmuten, so ist diese Erscheinung zeitbedingt; denn wir müssen berücksichtigen, daß um 1700 andere sittliche Grundsätze herrschten als in unseren Tagen. Man dachte damals über Dinge, die heute unser moralisches Empfinden verletzen würden, viel freier und naiver. Hinzu kommt ein Umstand, den wir nicht unbeachtet lassen dürfen: Die Vorliebe für sinnliche Dinge wurzelt von jeher tief in der Natur der Franzosen, deren Sinnlichkeit weniger von der Phantasie als vom Verstand gelenkt wird.

Die Tendenz hat das Bestreben zu übertreiben; nur dadurch erzielt sie ihren Erfolg. Unser Dichter will reformierend

[103]) cf. dazu Du Bled, La société fr. du XVIe siècle au XXe siècle, Ire Série (XVIe et XVIIe siècles). Paris 1903, p. 87 ff. Er bezeichnet das 16. Jahrhundert als ein „siècle d' éducation féminine".

wirken und stellt daher das Laster in gemeinster Form dar; das ist äußerste Konsequenz bei ihm. Wie die „Princes“ in seinen Augen Schmarotzer und Schufte sind, so sieht er in den „Princesses“ nur Dirnen und verkommene Weiber. Wir können uns hier begnügen, aus den „Tragiques“ einige Stellen anzuführen, um zu zeigen, wie er die Prinzessinnen schildert und gleichsam wieder die Sittenverderbtheit am Hofe geißelt. Als von der Herzogin von Montpensier und der von Guise die Rede ist, sagt er, daß sie:

„Trocquoient leurs estellons, estimoient à loüange
Le plaisir descouvert, l'amour libre et le change.“

Weiter:

„Une autre n'aiant peu se saouler de François,
Se coule à la minuict en lict des Escossois, . . .“

Oder folgendes Beispiel:

„Noz Princesses non moins ardentes que rusees,
Osent dans les bourdeaux s'exposer desguisees, ...“

O. C. IV, 101—102.

Eine Schande ist es für die Dame des Hofes, ein illegitimes Kind zu besitzen; wir finden daher die Abtreibung an der Tagesordnung. In folgenden Versen zeigt sich, daß Mittel dafür den Frauen nicht unbekannt sind:

„Du Louvre les retraicts sont hideux cimetieres
D'enfans vuidez, tuez par les Apotiquaires:
Noz filles ont bien sçeu quelles receptes font
Massacre dans leurs flancs des enfans qu'elles ont.“

O. C IV, 101.

Derartige Schilderungen, die wir auch bei anderen Autoren jener Zeit finden, geben uns einen tiefen Einblick in das Leben der „honnête fille“ und lassen ahnen, welche moralischen Verhältnisse bei den Ständen geherrscht haben, denen der Hof als Vorbild galt.

B. Die übrigen Stände.

a) Richter und Polizei.

Der vorwiegend aristokratische Charakter der französischen Renaissance, nicht zuletzt die hohe Stellung, die d'Aubigné zeitweise im Staatsleben inne hatte, haben wohl dazu beigetragen, daß die niederen Stände und das Bürgertum in seinen

Schriften kaum Erwähnung finden. Wenn er gegen die Richter zu Felde zieht, dann hat er vor allem die hohen Vertreter des Parlaments im Auge, während die Zustände bei den kleineren Gerichtshöfen, mit denen es sicherlich nicht besser bestellt war, fast unbeachtet bleiben.

Das Parlament von Paris als oberster Gerichtshof, der in seinen Abteilungen über 100 Mitglieder enthielt, war im 16. Jahrhundert die vornehmliche Stütze der königlichen Gewalt gegen die Reste der Feudalität und die Kirche, und konnte von diesem Gesichtspunkte aus selbst königlichen Maßnahmen widerstreben. Es verteidigte auch seine Rechte, namentlich das, die Gesetze zu registrieren und ihnen dadurch erst Kraft zu geben. Die Provinzen hatten noch ihre eigenen Gerichtshöfe[104]), einige auch Parlamente; über letztere übte das Pariser Parlament ein oberstes Entscheidungsrecht aus.

Der unheilvolle Glaubenskrieg war nicht ohne Einfluß auf das Rechtswesen geblieben. Politische Einstellung und religiöser Haß wurde bestimmend für die Entscheidung der Richter. Das Recht mußte sich der Politik unterordnen. Je mehr Todesurteile verkündet wurden, desto gleichgültiger ging man bei Gerichtssitzungen zu Werke. Oft kam es so weit, daß nicht einmal auf die Rechtslage Rücksicht genommen, sondern einfach nach Gutdünken das Todesurteil gefällt wurde. Derartige Mißstände konnten unserem Dichter nicht verborgen bleiben; denn gerade er als Protestant mußte es erleben, wie viele seiner Glaubensgenossen falschen Urteilen zum Opfer fielen. Persönlicher Haß gegen die Gerichtsbeamten und Richter ist für ihn zum größten Teil richtunggebend, wenn er sie an den Pranger stellt in einem Kapitel seiner „Tragiques", das er „Chambre dorée" nennt. Der Dichter versteht darunter das Parlament als oberstes Gericht, dessen Härte sich vor allem gegen die Verbreiter der neuen Lehre wendet. Er stellt den Justizpalast als ein prunkvolles Schloß dar, das aus Schädeln gebaut ist. Die Asche der Verbrannten hat als Sand, ihr Blut für die Herstellung des Mörtels gedient. Dieser Palast ist ähnlich dem des Lykaon[105]). Wer sind denn diese Lykaons? Er nennt sie nicht bei Namen, sondern personifiziert sie durch ihre La-

[104]) Die Richter, die an ihrer Spitze im Namen des Königs Recht sprachen, hießen „baillis".

[105]) Lykaon ist ein Menschenfresser der Fabel.

ster[106]). Hier entscheidet die Gewalt, nicht das Recht[107]);„ là voit on presider sur un throsne eslevé l'Injustice impudente." Er tadelt weiter das unmenschliche Benehmen dieser pflichtvergessenen Richter, die nicht einmal zulassen, daß man sich verteidigt, sondern rücksichtslos ihr Urteil verkünden.

Auffallend häufig bedient sich d'Aubigné in dem Kapitel, das seinen Haß gegen die Juristen zeigt, der Allegorie[108]). Es ist kaum anzunehmen, daß er es mit Absicht vermieden hat, in aller Offenheit die Fehler zu brandmarken, um sich nicht einer großen Gefahr auszusetzen; denn wir haben bereits mehrfach festgestellt, daß er ohne Rücksicht mit offenen Worten alle Mißstände geißelt. Wir können vielmehr zu der Vermutung kommen, daß der Dichter bewußt das Kunstmittel der Allegorie angewandt hat, um seine Satire gegen die Richter in anschaulicher Form zum Ausdruck zu bringen und um sie desto wirkungsvoller zu gestalten. Da sitzt zunächst im „goldenen Saal" der „Geiz" mit gierigem Blick neben der „Injustice". Tolle Blüten treibt die „jeune Ambition", die keine Hindernisse kennt, wenn es gilt, höhere Macht zu gewinnen. Man sieht weiter „la mi morte Envie" und l'Ire empourpree" mit einem blutigen Dolch in der rechten Hand. Die Eifersucht spielt eine führende Rolle, und der Dichter sagt von ihr:

„A la crainte, à l'espoir tu souhaittes cent yeux,
Pour à la fois percer cent subjects et cent lieux."
O. C. IV, 127.

„L'Inconstance", „La Stupidité" und „L'Ignorance" feiern höchste Triumphe. Die Günstlingswirtschaft in der Stellenbesetzung hat auch im Parlament ihre Spuren hinterlassen. Wir können es daher verstehen, daß manche Mißstände eintreten müssen. Wenn d'Aubigné die Grausamkeit der Richter durch „la Cruauté" an den Pranger stellt, so sind wir keineswegs berechtigt, seine scharfen Vorwürfe lediglich als Ausfluß seines persönlichen Vorurteils auszusprechen und ihnen damit ihren objektiven Charakter zu nehmen; denn seine Ausführungen decken sich in ihren Hauptzügen mit denen seiner Zeitgenossen. Zudem wissen wir aus der Geschichte, daß je-

[106]) O. C. IV, 123.
[107]) O. C. IV, 124.
[108]) O. C. IV, 124 ff.

nes Morden in den Glaubenskriegen des 16. Jahrhunderts den Greueln der großen Revolution kaum nachgestanden hat.

Eine typische Eigenschaft des Richterstandes ist seine Eitelkeit, über die er spottet, wenn er „Vanité" dem Leser vor Augen führt. Eine feminine Haltung und eine graziöse Aufmachung in der Kleidung kennzeichnen das Aeußere des Rechtsgelehrten in den Augen des Dichters.

„Et que faict la Foiblesse au tribunal des Roys!
Car tout luy sert de crainte, et ses craintes de loix".
O. C. IV, 130.

Die Trunksucht, Trägheit, Unzucht und Leidenschaft sind weitere allegorische Figuren, die bei der „Injustice" zu Rate sitzen. Alle erdenklichen Eigenschaften werden herbeigeholt, um die Richter zu charakterisieren und zu verspotten,

„Ceux qui furent jadis Juges et Senateurs,
Puis du plaisir des Roys lasches executeurs."
O. C. IV, 132.

Mit Recht stellt Pergameni[109]) fest, daß seit Rabelais keiner den Gerichtshof in derart hassenswerter Weise dargestellt habe wie d'Aubigné. Sein Haß endet in einem Hilferuf an Gott, wenn er einen zum Tode verurteilten Gläubigen die Worte sprechen läßt:

„. . . . . O Dieu de verité,
Monstre à ces Juges faux leur stupide ignorance,
Et je prononceray, condamné, leur sentence:
Vous n'estes, compagnons, plus Juges, mais Bourreaux . . „
O. C. IV, 165.

In wenig erfreulichem Zustand ist um 1600 das Sicherheitswesen in Frankreich. Wie auf anderen Gebieten, macht sich auch hier die Folge des Krieges bemerkbar. Es ist die herrenlose Zeit, die noch nachträglich giftige Blüten treibt. Ein Heer von habsüchtigen Menschen treibt sich umher und plündert alles, was nicht nagelfest ist. Die Polizei kümmert sich nicht um ihre Pflichten, sondern steht, wie oft in Zeiten nationaler Zerrüttung, mit Dieben und Räubern auf einem Fuß. Mit Leichtigkeit gewinnt man sie, wenn man ihr eine gemessene Summe Geldes verspricht.

Auch Foeneste hat einige Erlebnisse mit Dieben gehabt[110]). Als er in Paris in die Hände einer Dirne gerät, geht ihm das

[109]) Pergameni in Revue de Belgique, tome XL, Bruxelles 1882, p. 48.
[110]) Baron de Foeneste, O. C. II, 481 ff.

Geld aus; er entschließt sich daher, wie sein Diener sagt, nach dem Grundsatz zu handeln: „Chacun pour soi et Dieu pour nous tous". Im Verein mit Dieben rauben seine Genossen nach Herzenslust, wobei natürlich Foeneste den Hauptanteil erhält (son droit d'Amirauté), oder er spielt vor dem Louvre mit falschen Würfeln[111]). Von einer Polizei, die als wahrer Hüter der Ordnung gewissenhaft die Gesetze achtet, kann damals keine Rede gewesen sein. Ihr geht es nicht besser als jenen Richtern mit ihren Lastern.

b) Bauern.

Während vom Bürgertum bei unserem Hugenottendichter kaum die Rede ist, bieten uns seine Schriften vom Bauernstand in manchen Zügen ein kulturhistorisch wertvolles Bild.

Durch die mörderischen Religionskriege war die Landbevölkerung am meisten in Mitleidenschaft gezogen worden. Viele Dörfer waren nur noch ein Trümmerhaufen, die Gehöfte verlassen und die Felder unbebaut. Gerade auf dem Lande war die Bevölkerungszahl beträchtlich gesunken. Die Reste der noch arbeitenden Bauern wurden noch jahrelang nach dem Kriege von plündernden Bettlern heimgesucht. Ein entschiedener Wandel wurde geschaffen mit dem Regierungsantritt Heinrichs IV. Dieser erkannte das Gebot der Stunde und ließ dem Bauernstand, als Grundpfeiler des Reichtums des Landes und seiner Volksgesundung, große Unterstützungen zuteil werden. „Jeder Bauer soll Sonntags sein Huhn im Topf haben", soll er gesagt haben. Tatsächlich herrschte schon wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt ein blühendes Leben auf dem Lande. Der König hatte das Volk aus dem tiefsten Elend errettet und jedem die Möglichkeit gegeben, ein erträgliches Dasein zu führen. Das Wohl der Bürger und Bauern war leider nicht von langer Dauer. Das 17. Jahrhundert wurde eine der traurigsten Epochen dieser Stände. Sie wurden unter den Nachfolgern Heinrichs, die ungeheuere Summen für ihr glanzvolles Leben und das ihrer nächsten Umgebung benötigten und sich um die Masse des Volkes nicht kümmerten, derart mit Steuern belastet, daß sie

[111]) Das Würfelspiel war im 16. Jahrhundert eine sehr beliebte Beschäftigung unter allen Volkskreisen.

[112]) Über die Geschichte des Bauerntums in Frankreich vom 13. Jahrhundert bis zur großen Revolution cf. C. Dareste de la Chavanne, Histoire des classes agricoles en France depuis Saint Louis jusqu' à Louis XVI., Paris 1854.

zum Teil in noch tiefere Not gerieten als zur Zeit der Religionskriege[112]).

Woher rührt die Kenntnis unseres Dichters vom Bauernleben zu seiner Zeit? Die Antwort auf diese Frage ist leicht zu geben. Wir wissen aus seinem Leben, daß er in der alten Provinz Saintonge im Südwesten Frankreichs geboren wurde. Obwohl er nur selten von seiner Heimat spricht, können wir annehmen, daß er die Verhältnisse in jener Gegend, die doch vorwiegend ländliche Bevölkerung hatte, in seinen Jugendjahren eingehend kennengelernt hat. „Mi-Saintongeois, mi-Poitevin, d'Aubigné est enraciné au plus vif d'un terroir provincial, nourri au plus dru de sa sève"[113]). In den Religionskriegen hatte er oftmals Gelegenheit, Land und Leute in Poitou, Périgord usw. zu beobachten. Oft war es ihm vergönnt, unter den Bauern zu leben, und er liebte es, sich mit ihnen zu unterhalten. Die trostlose Lage des Bauernstandes in Périgord[114]) während der Kriege erregte sein größtes Mitleid, das er im 1. Gesang der „Tragiques" zum Ausdruck bringt, wenn er die „rustiques" und die „aimés laboureurs" bedauert, die das Opfer der „fainéants ingrats" geworden sind. Bei der Aufzählung der Opfer des Krieges zeigt er als ersten einen Bauern, der dreizehn Monate in einem Kerker, in dem so wenig Platz war, daß er seinen Kopf zwischen den Knieen halten mußte, versteckt geblieben war, bis ihm der Tod Erlösung brachte[115]). D'Aubigné zeigt in allem tiefes Mitgefühl für die von den Bürgerkriegen arg heimgesuchte Landbevölkerung.

In dem Roman „Aventures du Baron de Foeneste" begegnen uns viele Stellen, die darauf hindeuten, daß er mit dem Bauernleben seiner Zeit vertraut gewesen ist. Ueber den Dialog zwischen Foeneste und Enay, die beide eine besondere Welt verkörpern, sagt Plattard[116]): „C'est une suite de propos, de bons mots, d'historiettes, empruntés tantôt à la vie de cour et tantôt à la vie rustique de la province". Manche Einzelheiten des Aufenthaltes d'Aubigné's in der poitevinischen Landschaft spiegeln sich in diesem Roman wieder. Eine Vorliebe zeigt er für die Sprache jener Gegend. Es begegnen

[113]) Rocheblave, Agrippa d'Aubigné. Paris 1930, p. 115.
[114]) Périgord hat noch heute vorwiegend ländliche Bevölkerung.
[115]) O. C. IV, 159.
[116]) Plattard, Agr. d' Aubigné. Paris 1931, p. 41.

uns ganze Seiten im poitevinischen Dialekte[117]), das auf seine Kenntnis der Bewohner jener Gegend schließen läßt. Viele Wörter aus dem Bauernleben, die er in der Schriftsprache verwendet, haben später, wie Plattard feststellt[118]), durch ihn ihre Aufnahme in den französischen Sprachschatz gefunden. Für die Sitten auf dem Lande haben wir zahlreiche Dokumente im „Foeneste", dargestellt in den Worten Enay's, eines poitevinischen Edelmannes, der in der Nähe von Niort seine Heimat hat. In diesem zeichnet der Dichter den einfachen Bewohner der Provinz, der keinen Luxus in der Kleidung, keine Prahlerei kennt, der die ländlichen Sitten beibehält und achtet und jene Etikette, wie sie am Hofe verlangt wird, in Grund und Boden verdammt. Enay bedient sich der Sprache des Volkes im Gegensatz zur gezwungenen Ausdrucksweise des Großtuers Foeneste und ist froh, daß er nicht vom Glanz der königlichen Sonne geblendet wird: „Nous autres aux villages comprenons mieux les affaires que les courtisans, car nous sommes assez loin du soleil pour n'en être pas ébloui". Wir können mit Recht annehmen, daß Enay in den meisten Zügen mit der Person unseres Dichters identisch ist. Seine Sprache ist die d'Aubigné's. Er ist und bleibt der charakterfeste Mensch, der mit den Realitäten des Lebens fertig wird, der in Glaubenssachen fanatisch ist und als ironischer Spötter die Halbwelt der Höflinge verachtet und größte Sympathie zeigt für das unverfälschte, urwüchsige Leben auf dem Lande. Plattard[119]) sagt von d'Aubigné: „Nulle part il ne s'est peint avec plus de complaisance que dans le seigneur Enay des Aventures du Baron de Foeneste".

Eine große Vorliebe für den Bauernstand zeigt er in seinen letzten Lebensjahren, als er, von Frankreich verbannt, in Genf lebt. Er bewohnt dort ein kleines Landgut, zu dem ein Viehstall mit Kühen und Kälbern gehört. Wir entnehmen aus seinem Testament[120]), daß er es nicht nötig gehabt hat, Vieh zu halten und von den Erträgen der Landwirtschaft zu leben; er bekundet vielmehr damit seine Freude am ländlichen Leben.

---

[117]) cf. O. C. II, 446, 492 ff.
[118]) Plattard a. a. O, p. 36.
[119]) Plattard a. a. O., p. 43.
[120]) Testament, O. C. I.

2. Klerus.

Wie an anderer Stelle betont worden ist, können wir in Frankreich von einer religiösen Revolution nicht sprechen[121]). Doch auch bei dem Volke dieses Landes, in dem südliche und nördliche Blutmischungen wirksam sind, drang die Reformation von Deutschland kommend ein. Ob sie, wie einzelne Historiker wollen, auf das vorwiegende Vorhandensein germanischen Blutes in einzelnen Schichten des Volkes zurückzuführen ist oder aus dem Geist jener Zeit entstand, mag dahingestellt bleiben. Vielleicht entsprang die erste Teilnahme für das Werk Luthers nur dem Drang und der Sucht, an schwer empfundenen Mißständen Kritik zu üben. Aber wie dem auch sei, jedenfalls fand die religiöse Bewegung bald Märtyrer, und selbst der duldsame Franz I. war nicht immer mächtig genug, die Bekenner des neuen Glaubens aus den Händen der Sorbonne zu retten, die als Erbin einer allmächtigen Ueberlieferung gegen die Anhänger der neuen Lehre sich alles herausnehmen konnte. Der Verlauf der Reformation in Frankreich zeigt, daß der Geist des Rationalismus in seiner Kultur mächtig ist: denn der Mann, in dem der französische Protestantismus seinen klassischen Dogmatiker fand, Calvin, war in mancher Hinsicht ein gründlicher Rationalist, dem die Religion kein geheimnisvolles, inneres Erlebnis, sondern eine soziale Tatsache war. Voßler sagt über das praktische Verhalten des kalvinistischen Franzosen: „Es ist völlig rein von allem abenteuerlichen, phantastischen, unsoliden, schwindelhaften Zug in seinen Unternehmungen. Es ist nüchtern, rationalistisch, solid, sachlich und im geselligen Umgang nicht eben liebenswürdig“[122]).

Die Betrachtung der kirchlichen Verhältnisse Frankreichs wie auch anderer europäischer Nationen beim Ausgang des Mittelalters zeigt, daß sich dieselben in einem zum Teil hoffnungslosen und durchaus besserungsbedürftigen Zustand befanden. Wenn von den Ursachen der Reformation die Rede ist, darf die religiös-sittliche Beschaffenheit der höheren und niederen Welt- und Ordensgeistlichkeit als mächtiger Faktor nicht vergessen werden. Der sittliche Zustand des Klerus war schon zur Zeit des 13. Jahrhunderts teilweise im Niedergang begriffen; er sank im 15. Jahrhundert so tief herab wie nie zuvor und er-

[121]) cf. auch Voßler, Frankreichs Kultur und Sprache. Heidelberg 1929, p. 199 ff.
[122]) ibid. p. 202.

hob sich während der Reformation nicht zur völligen Reinheit[123]). Die katholische Kirche mit ihrer vielgerügten Verweltlichung, sowie ihre Lehrsätze und Einrichtungen, gegen deren Berechtigung und Autorität die Gelehrten der Reformation mit den Waffen der Wissenschaft zu Felde zogen, boten den mutigen und redegewandten Calvinisten treffliche Ziele für spöttelnde Angriffe. Die Unwissenheit und Sittenverderbtheit der katholischen Geistlichkeit wird in allen Variationen in ihren Schriften zum Ausdruck gebracht. Der Trägheit und Lasterhaftigkeit des Papstes und der Priester wird das leuchtende Vorbild Christi und die Reinheit und Wahrheit des neuen Glaubens entgegengehalten.

In seinen Satiren gegen den katholischen Klerus ist d'Aubigné ganz ein Kind seiner Zeit. Er kämpft mit allen erdenklichen Mitteln für seine Religion, den Protestantismus, der während der Bürgerkriege eine bedeutende Einbuße erlitten hatte. Seine scharfe Feder wird daher mehr von persönlichen Gründen irgendwelcher Art als von sachlichen geführt; auch er hat an erster Stelle nur Interesse an den Schwächen und Fehlern seiner Gegner, während er von ihren guten Eigenschaften nur wenig oder garnichts sagt. Die Bedeutung der religiösen Spottdichtung liegt nicht im poetischen Wert, sondern in ihrer Wirkung. Blinder Haß ist der Charakter der religiösen Polemik bei unserem Dichter. Mit zynischer Offenheit enthüllt er die Sünden und Schandtaten und wahrt oft nicht immer die notwendige Beschränkung in der Ausdrucksweise; oft geht er über das schickliche Maß hinaus, indem er sich in schmutzigen, des Witzes entbehrenden Derbheiten verliert. Wir schließen uns den Worten des Franzosen Postansque[124]) an, der in seiner Dissertation über d'Aubigné sagt: „Quant aux railleries contre l'église romaine, elles ont moins d'originalité; elles rappellent les attaques des fabliaux du moyen âge, les pamphlets calvinistes et surtout „l'Eloge de la folie" d'Erasme, dont elles n'ont pas, à beaucoup près, l'exquise délicatesse de style et l'urbanité de bon goût."

---

[123]) Ueber die sittlichen Zustände des Klerus im 15. Jahrhundert cf. Burlage, Welt- und Ordensklerus in der frz. Prosalit. des 15. Jahrhunderts, Münster 1922. (Diss.).

[124]) Postansque, Th. Agr. d' Aubigné, Sa vie, ses oeuvres et son parti. (Thèse) Montpellier 1854, p. 164.

a) Papst.

Wie Chledowski[125]) zu beweisen versucht hat, war das Papsttum durch die staatliche und gesellschaftliche Organisation Italiens im 15. und 16. Jahrhundert gezwungen, den Kirchenstaat nach dem Muster der damaligen Tyrannenstaaten zu gestalten, da es sonst nicht imstande gewesen wäre, seine Unabhängigkeit zu bewahren. Die Päpste mußten also weltliche Monarchen werden. Sie bedienten sich der damals bekannten Regierungsformen und begingen dieselben Fehler wie die übrigen Staatsoberhäupter. Ein wichtiger Faktor unterschied jedoch den Kirchenstaat von den anderen Mächten: ein erbliches Herrschergeschlecht fehlte, und es entstand der verderbliche Nepotismus, dem alle Renaissancepäpste verfallen waren. Niemand tat es Julius II. (1503—1513) gleich, der, ohne sein Vorgehen irgendwie zu bemänteln, seine Familie mit Beweisen größter Gunst überschüttete und seinen Neffen und Freunden die höchsten Stellen übertrug[126]). Mit dem Anbruch des 16. Jahrhunderts ertönte diesseits und jenseits der Alpen immer lauter in Abhandlungen, Gedichten, Satiren und Prophezeiungen der Klageruf über die Verweltlichung der römischen Kurie. Die Päpste und ihre Umgebung, zum größten Teil in den Taumel des Weltlebens und ästhetischen Genießens versunken, hatten ihre eigentliche Aufgabe mehr und mehr aus dem Auge verloren und waren nicht in der Lage, dem wachsenden Orkan, der über die Christenheit eingebrochen war, wirksam zu begegnen. Weder Julius II. noch Leo X. erkannte den vollen Ernst der Lage und die tiefste Ursache des Abfalls von Rom. So fehlte der katholischen Kirche der rechte Lenker beim Hereinbruch einer der schwersten Krisen, welche ihr in einer anderthalbtausendjährigen Geschichte erwachsen war.

Ohne Zweifel hatte das weltliche Papsttum des 15. und 16. Jahrhunderts für die allgemeine Kultur günstige Folgen, da es den Humanismus unterstützte und Rom für lange Zeit zur Hauptstadt dieser geistigen Bewegung machte. „Ein Papsttum, dem kirchliche Fragen mehr am Herzen gelegen hätten als die Interessen und der Glanz des Staates, hätte sich niemals darum bemüht, die Kenntnis der antiken Welt zu verbreiten, die in der Hauptsache den Grundsätzen der katholischen Religion

[125]) Chledowski, Casimir in seinem Buch: Die Menschen der Renaissance, Leipzig 1934.
[126]) ibid. p. 188.

widersprach, es hätte sich auch nicht für die Blüte einer gelegentlich heidnischen Kunst interessiert, noch hätte es jene Freiheit in Wort und Schrift geduldet, die ihren Höhepunkt unter Julius II. erreicht hat[127]"). Wie dem auch sei, das Papsttum war sich seiner Aufgabe als Hüterin der Lehre Christi nicht mehr bewußt und trug in erster Linie dazu bei, das Gebäude der katholischen Kirche ins Wanken zu bringen. Wenn man sich die Habgier Alexanders VI., der nur darauf bedacht war, seine Familie zu bereichern, den sittenlosen Lebenswandel Pius III., der nicht weniger als zwölf Söhne und Töchter von verschiedenen Mätressen gehabt haben soll, ferner das üppige Leben des großen Kriegsfürsten Julius II., nicht zuletzt die grenzenlose Freigebigkeit und Verschwendung eines Leo X.[128]) vor Augen hält, dann mag man ermessen, mit welchem Zynismus man die Fehler innerhalb der römischen Kirche zu entdecken suchte, nicht allein der verbitterte Protestantismus, der dadurch am ehesten an Macht und Ansehen zu gewinnen glaubte, sondern auch zahlreiche ehrliche Katholiken, die es für ihre Pflicht hielten, die katholische Kirche von dem sie erfüllenden Schlamme zu reinigen.

Die neue Lehre, die in Deutschland, England und Frankreich reichlich an Boden gewann, griff auch in die nähere Umgebung des Papstes über. Die Gefahr einer Ansteckung war in Italien anfänglich gering. Die alte Religion saß im Volke fest, und die heidnische Gesinnung mancher Humanisten war für die Masse ungefährlich. Daher erregte das Uebel, an dem das Papsttum krankte, hier weniger Aergernis als jenseits der Berge. Durch die sich mehrende Unzufriedenheit erhob sich die päpstliche Kurie allmählich aus ihrer Verderbnis, sodaß um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Zeit der Lust und des Vergnügens für den römischen Hof bereits dahin war und die Päpste sich wieder auf ihre kirchlichen Pflichten besannen. Auch war die schlimmste Zeit des Nepotenwesens vorbei; Pius V. verbot im Jahre 1567, Teile des Kirchenstaates als Lehen auszugeben.

Wie stand es nun mit der Bedeutung des Papsttums in der französischen Nation? Der Geist des Gallikanismus war schon lange in diesem Lande mächtig und hatte die Grundlagen geschaffen für seinen Nationalismus. Die durch die

[127]) ibid. p. 492.

[128]) cf. dazu Pastor, L., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. III und IV.

pragmatische Sanktion von Bourges (1438) festgelegten gallikanischen Freiheiten waren der Stolz Frankreichs und nicht minder der Gegenstand des päpstlichen Unwillens. Franz I. gab schließlich die pragmatische Sanktion auf und schloß dafür im Jahre 1516 ein Konkordat, durch das er das Nominationsrecht über die im Konsistorium vergebenen Bistümer und Abteien erhielt. Der König wurde das weltliche Haupt der Kirche und konnte die Inhaber von über hundert Bistümern und mehr als fünfhundert Abteien ernennen. Die Kirche Frankreichs hatte ihren mittelalterlichen Charakter eingebüßt und war ein königliches Institut geworden.

Nachdem wir mit wenigen Worten versucht haben, ein oberflächliches Bild von der Struktur des Papsttums zur Zeit der Renaissance zu geben, wenden wir uns nun den Invektiven d'Aubigné's gegen die römische Kurie zu.

Der Dichter vergleicht sich im Anfang seiner „Tragiques" mit Hannibal. Beide greifen Rom an; dieser führt ein großes Heer gegen die Stadt, er selbst kämpft mit der Waffe der Feder gegen Papst und Jesuiten[129]). Im Anschluß daran stellt er sich Caesar gleich. Beide sehen Rom vor sich zittern; beide wissen, welchen Gefahren sie trotzen, aber der Mut sinkt ihnen nicht[130]). Nachdem er in den „Misères" den Zustand seiner Kirche und die Verfolgungen, die sie erdulden muß, beklagt hat, wendet er sich mit bitterem Zorn gegen die Macht des Papstes und dessen verderblichen Einfluß auf Frankreich:

„En ce facheux estat, France et François, vous estes
Nourris, entretenus par estrangeres bestes,
Bestes de qui le but, et le principal soing
Est de mettre à jamais au tyrannique poing
De la beste de Romme un sceptre qui commande
L'Europe, et encor plus que l'Europe n'est grande".
O. C. IV, 65.

Wenn d'Aubigné die Machtgelüste der Päpste geißelt, dann denkt er an den unheilvollen Tag der Pariser Bluthochzeit, die lange Zeit als ein Verbrechen der Päpste betrachtet worden ist. Erst die moderne Kritik ist entschieden gegen dieses falsche Urteil vorgegangen, das Pius V. und Gregor XIII. der Urheberschaft an den Greueln der Religionskriege bezichtigt[131]).

[129]) O. C. IV, 29.
[130]) O. C. IV, 29-30.
[131]) cf. Vacandard, Études de Critique et d' Histoire Religieuse, Paris 1909, in dem Kapitel: Les Papes et la Saint-Barthélemy, p. 219.

Ein Brief Pius V. an Katharina von Medici[132]), in dem der Papst sich offen für die Vernichtung aller Protestanten einsetzt, die Taten Gregors V., der nach den Ereignissen des 24. August 1572 durch ein „Te Deum" und durch die Prägung einer Gedenkmünze[133]) das Blutbad feierte, sind, wie Vacandard mit Recht behauptet, kein Beweis für die Urheberschaft des Pasttums an der Bartholomäusnacht. Man muß auch diese Dinge unter der Lupe der Zeitverhältnisse betrachten und sich hüten, sie nach modernen Anschauungen zu beurteilen[134]). Der Einfluß des Papsttums auf die Vorgänge des 24. August wird sogar von Protestanten in Abrede gestellt[135]).

In seinem Haß vergleicht d'Aubigné den Papst mit Nero, dessen Stolz keine Grenzen kannte und unumschränkte Macht besaß[136]). Der Vergleich ist ihm nicht einmal treffend genug; denn „le loup[137]) de ce siècle a bien d'autre langage", sagt er, und läßt den Papst selbst das Wort ergreifen zu einer Aufzählung von Anmaßungen, die bis ins Lächerliche und Ruchlose übertrieben sind:

„Je dispense, dit-il, du droict contre le droict;
Celuy que j'ay damné, quand le Ciel le voudroit,
Ne peut estre sauvé; j'authorise le vice,
Je fais le faict non faict, de justice injustice;
Je sauve les damnez en un petit moment;
J'en loge dans le Ciel à coup un regiment;
Je fais de bouë un Roy, je mets les Roys aux fanges,
Je fais les saincts soubs moy obeissant les Anges;
Je puis (cause premiere à tout cet univers)
Mettre l'Enfer au Ciel, et le Ciel aux Enfers".

O. C. IV, 65–66.

Ueber die Macht des Papstes, der „peut disposer du droict contre tout droict, faire de injustice justice", erfahren wir bei unserem Dichter noch an einer anderen Stelle und zwar in

[132]) ibid p. 220.

[133]) Die Münze trug die Inschrift: Hugenottorum strages.

[134]) „Pour bien apprécier le moyen âge ou la Renaissance, il est nécessaire de se faire une âme historique, une âme d' ancêtre."
(Vacandard a. a. O. p. 221.)

[135]) Vacandard a. a. O. p. 258.

[136]) O. C. IV, 65.

[137]) Das Sinnbild des Wolfes ist wahrscheinlich eine Anspielung auf die Wölfin, die einst Romulus genährt hat.

seiner „Confession du sieur de Sancy“. In einem Kapitel, das den Titel trägt: „De l'autorité de l'Eglise et de son chef“, bewundert Nicolas de Harlay die Größe des Papsttums. Der Heilige Vater ist für ihn ein übermenschliches Wesen, er ist, wie er sagt, „plus que tout le monde ensemble, que tous les Saincts et que tous les Anges“[138]). Kraft seiner großen Macht ist er in der Lage, gegen ein Urteil des Gerichtshofes einen gegenteiligen Urteilsspruch zu fällen. So geschah es, daß ein junger Edelmann[139]), der des Mordes beschuldigt war, zum Tode verurteilt wurde, aber nicht hingerichtet werden konnte, weil er erst vierzehn Jahre alt war[140]). Der Papst aber „a dispensé du droict contre le droict, faisant mourir cet enfant contre le droict. C'est justice que l'enfant eschappe, il a rendu cela injustice“[141]). Der Dichter beklagt es, daß kein Herrscher in Europa den Mut aufbringt, die Macht des Papstes zu beschränken. Alle Vorwürfe werden angehäuft, die gewöhnlich von den Hugenotten gegen Rom und den Katholizismus gemacht worden sind. Man erkennt hier den Hugenotten, dem das Papsttum ein Dorn im Auge ist. Postansque sagt: „La Confession du sieur de Sancy n'est donc rien autre chose, qu'une oeuvre de parti, spirituelle, mais injuste et scandaleuse“[142]).

Die Ungerechtigkeit und Härte, mit der einige Päpste zum Teil gegen die Protestanten vorgingen, demonstriert der Dichter an der bekannten Fabel vom Wolf und dem Lamm[143]). Mit dem Wolf sind der Papst und die Jesuiten gemeint, während das Lamm die Kirche d'Aubigné's versinnbildet:

„Satan fit ce que faict en ce siecle le loup
Qui querelle l'agneau beuvant à la riviere,
Luy au haut vers la source, l'agneau plus arriere.
L'Antechrist et ses loups reprochent que leur eau
Se trouble au contre flot par l'innocent agneau“.

O. C. IV, 244.

---

[138]) O. C. II, 240.

[139]) Es handelt sich um den jungen Savelli, einen Neffen des spanischen Botschafters, der 1585 in Rom hingerichtet wurde. (cf. O. C. Notes et var. V, 280.)

[140]) Vor dem 16. Lebensjahre durfte niemand hingerichtet werden.

[141]) O. C. II, 242.

[142]) Postansque a. a. O. p. 150.

[143]) O. C. IV, 244.

Mit vollster Ueberzeugung warnt er Heinrich IV., nicht dem Papst zu huldigen, sondern sein Vertrauen einzig und allein auf Gott zu lenken, wenn er sagt:

„L'offrande pacificque est à Dieu, non à l'homme:
L'on doibt au Dieu du Ciel, et non au Dieu de Rome,
Non des veaux abbatus, mais des coeurs sur l'autel".
O. C. IV, 319.

Im letzten Buch der „Tragiques", das Winker[144]) als das bedeutendste bezeichnet, finden wir die Schilderung des jüngsten Gerichtes. Es enthält die schärfste Anklage, die je ein Dichter gegen das Papsttum unternommen hat. Mit allem Freimut werden die Fehler des „Antichristen" gebrandmarkt:

„Voicy donc, Antechrist, l'extraict des faicts et gestes,
Tes fornications, adulteres, incestes,
Les pechez où Nature a tourné à l'envers,
La bestialité, les grands bourdeaux ouverts,
Le tribut exigé, la bulle demandee
Qui a la Sodomie en esté concedee;
La place de Tyran conquise par le fer,
Les fraudes qu'exerça ce grand tison d'Enfer,
Les empoisonnements, assassins, calomnies,
Les degats des pays, des hommes et des vies,
Pour attraper les clefs; les contracts, les marchez
Des Diables stipulans subtilement couchez;
Tous ceux là que Satan empoigna dans ce piege,
Jusques à la putain[145]), qui monta sur le siege".
O. C. IV, 297.

Mit ironischen Worten malt d'Aubigné bei der Darstellung des jüngsten Gerichtes noch einmal die Größe und Macht des christlichen Monarchen, nicht weniger auch seinen Ehrgeiz, seine Habsucht und die Willkür, mit der er seine Feinde verfolgt hat, wenn er ihm die Worte in den Mund legt:

„La gent qui ne me sert, ains contre moy conteste,
Pourrira de famine et de guerre et de peste.
Roys et Roynes viendront au siege où je me sieds,
Le front embas, lescher la poudre soubs mes pieds
Mon regne est à jamais, ma puissance eternelle;

[144]) Winker a. a. O. p. 70.
[145]) Nach Réaume (O. C. V. 385), Anspielung auf die angebliche Päpstin Johanna.

Pour monarcque me sert l'Eglise universelle;
Je maintien le Papat tout puissant en ce lieu,
Où, si Dieu je ne suis, pour le moins Vice-Dieu."
O. C. IV, 297.

b) Weltklerus.

In einem wenig erfreulichen Zustand befand sich im 15. und auch noch im 16. Jahrhundert die Geistlichkeit; es war nicht nur so in Frankreich, sondern auch in den anderen europäischen Staaten. Betrachten wir zunächst den höheren Klerus, zu dem man bekanntlich Prälaten, Kardinäle und Bischöfe rechnet, so kann man mit Recht behaupten, daß er längst eine weltliche Macht geworden war und den Sinn für höhere Ideale in weitem Umfange verloren hatte. Während die bischöfliche Gewalt im ausgehenden Mittelalter einerseits an Bedeutung verlor — man denke an das Konkordat von 1516[146]), wodurch der Klerus in Frankreich in wirtschaftlicher Hinsicht dem Königtum, in religiöser Hinsicht dem Papst unterstellt wurde —, unterließ der König es andererseits nicht, den kirchlichen Würdenträgern eine hohe Stellung zu geben, weil er wußte, daß diese die besten Stützen seines Thrones sein konnten. Er rief sie an seinen Hof und überschüttete sie mit Beweisen seiner freigebigen Huld. Aber gerade dadurch trug er viel dazu bei, daß die Korruption im Episkopate einen so großen Umfang annehmen konnte. Ihre geistliche Würde hatten die Bischöfe vergessen und waren zum großen Teil mehr Höflinge als Priester, mehr Staatsmänner als Diener der Kirche. Die Zuneigung und Gunst des Königs wußten sie sich ohne Bedenken dadurch zu sichern, daß sie über die herrschende Unsittlichkeit des Hofes mit beiden Augen hinwegsahen. Die Bischöfe, einst Vertreter Gottes und Vermittler der Gnade, waren jetzt Fürsten des Reiches. Mit der höchsten geistlichen Würde verband sich regelmäßig der Besitz einer politischen Macht, welche ihre Inhaber auf gleiche Stufe mit den Trägern erblicher Rechte und Gewalten stellte. Längst schon waren zwar die Bischöfe gewöhnt, an den politischen Aufgaben der Nation mitzuarbeiten, doch lange noch hatten die geistlichen Pflichten überall als die Hauptsache gegolten; bereits im 15. Jahrhundert war das nirgendwo mehr der Fall. Die Stellung im Staate und die damit verbundenen politischen Pflichten hatten jetzt die geistliche Seite ihres Amtes völlig in

[146]) cf. p. 48 dieser Arbeit.

den Hintergrund gedrängt. Den Kampf um Besitz und Macht, der die Zeit erfüllte, kämpften sie mit. Sie suchten die Grenzen ihrer Diözesen zu erweitern, um womöglich ihr weltliches Jurisdiktionsgebiet auf den Umfang ihres geistlichen zu bringen; sie schlossen Kriegsbündnisse mit anderen Fürsten ab und zogen selbst mit bewaffneter Hand aus. Sie waren dem Kriegshandwerk um so weniger abhold, als sie sich oft den Besitz ihres Bistums erst durch schwere und gefahrvolle Kämpfe hatten erringen müssen. Als Herren eines beträchtlichen Gebietes und als Fürsten des Reiches waren sie mit weltlichen Geschäften vollauf in Anspruch genommen, wodurch natürlich die geistliche Seite ihres Berufes sich fast völlig verlor.

Welche Bedeutung die höhere Geistlichkeit in politischer Hinsicht im 16. Jahrhundert in Frankreich gespielt hat, beweist die Geschichte der Religionskriege. Wenn unser Dichter aus begreiflichen Gründen gegen die hohen katholischen Kirchenfürsten zu Felde zieht, dann hat er sie nicht so sehr als geistliche Würdenträger, sondern vielmehr als politische Machtfaktoren im Auge, die natürlich von seinem Standpunkt aus gesehen eine große Gefahr für den jungen Protestantismus bilden. Auch auf katholischer Seite rügt man die Verweltlichung des Episkopates. Trotz des Spottes, mit dem Dichter wie Ronsard die kalvinistischen Reformatoren abfertigten, stehen die katholischen Autoren den Schäden ihrer eigenen Kirche nicht blind gegenüber, sondern zählen ihre Mängel, unter denen die Verweltlichung der reichgewordenen Kirche obenansteht, mit allem Freimut auf. Warnenden Tones wendet sich Ronsard in seinen „Prognostiques sur les miseres de nostre temps“ (éd. Blanchemin VII, p. 82—84) der bedauernswerten Kirche zu, um auch hier mit Offenheit die bestehenden Schäden aufzudecken und auf das Unheil hinzuweisen, dessen Hereinbruch er in dem Eindringen der neuen Ketzerlehre gekommen sieht.

D'Aubigné geißelt vor allem die Macht der Kardinäle; in grobster Weise ergießt sich sein Spott gegen Karl Borromäus, den Erzbischof von Mailand, in einem Epigramm, betitelt: „Sur l'apotheose du Cardinal Boromé“. Er macht diesen für alles verantwortlich, was von Seiten des Papstes gegen die neue Lehre in Frankreich unternommen wurde:

„Quand il falloit par conscience
Allumer le feu de la France
Et l'entretenir allumé,

Mettre la Ligue à la campagne,
Perdre tout pour servir Espagne
C'estoient coups de Sainct Boromé".
O. C. IV, 365.

Nicht geringer ist der Spott gegen den mächtigsten Fürsten von Frankreich, den schon mehrfach erwähnten Kardinal von Lothringen. Es ist bekannt, daß dieser bei der Neuigkeit von dem wohlgelungenen Streich gegen die Protestanten in der Bartholomäusnacht aufjubelte. Besonders der Tod des Hugenottenführers Coligny trug für ihn den Charakter einer Repressalie, die dem Hause Guise, dem er angehörte, würdig zu sein schien. Die Vernichtung der größten Hugenotten versicherte außerdem seiner Familie — so wie er glaubte — eine rapide Steigerung der Macht und des Ansehens am königlichen Hofe. Kurz — der historische Tag des Jahres 1572 bedeutete für seinen Ehrgeiz einen wirklichen Triumph.

Die Verteidigung gegen den Vorwurf revolutionärer und rebellischer Gesinnung, mit welchem die katholische Publizistik die kalvinistische Partei und ihre Führer überschüttete, die Beteuerung ehrlicher politischer Absichten, untermischt mit wuchtigen Angriffen auf die Führer der katholischen Sache, die Guisen, klingt in mannigfacher Art aus den Schriften d'Aubigné's wieder. Die in weltlicher Absicht ins Werk gesetzte intolerante kirchliche Politik der Guisen, ihre hochmütigen Machtansprüche werden einer herben Kritik unterzogen und mit der Darlegung und Verteidigung der Rechtsansprüche und den ehrlichen, dem Lande dienlichen Handlungen und Absichten der Hugenotten beantwortet. Allgemein tritt bei den religiösen Spottdichtungen jener Zeit der politische Charakter deutlich hervor. Es geht auf protestantischer Seite in den Satiren nicht so sehr um persönliche Invektiven gegen die hohen Kirchenfürsten, die nun einmal politische Führer geworden waren, sondern man kämpft um die Macht im Staate. Der politische Charakter tritt um so deutlicher hervor, wenn man bedenkt, daß die Kalvinisten über die religiöse Bedeutung des Konzils von Trient mit leichten Worten hinweggingen, um so mehr wurde aber auf die politischen Folgen hingewiesen, welche die Anerkennung der Beschlüsse des Konzils nach sich ziehen müsse. Den Kardinal Polus, der zu den Vorsitzenden des Konzils von Trient gehörte, vergleicht der Dichter mit einem Krebs, der schleichend die Gesundheit untergräbt und langsam den Tod herbeiführt,

So verderblich war sein Wirken für die Mutter Frankreich, deren Brustwarze er ausgesogen und abgebissen hat:

„Que tu viens à regret, charlatan Florentin,
Qui de France a succé, puis mordu le tetin,
Comme un cancer mangeur et meurtrier insensible".

O. C. IV, 268.

Daß d'Aubigné bei allen Fehlern, die er beim Klerus entdeckt, ihre Sittenlosigkeit nicht vergißt, ist nur zu verständlich. Wir wissen, daß das ausschweifende Leben der Geistlichkeit seinen Höhepunkt um die Mitte des 16. Jahrhunderts bereits überschritten hatte und die Bischöfe und Priester zur Zeit des Glaubenskampfes sich wieder auf ihre alten Pflichten besonnen hatten. Wenn es noch einige gab, die nicht ein Leben führten, das zu ihrem geistlichen Gewande paßte, dann boten gerade diese den Vertretern von Calvins Lehre fruchtbare Motive, das Gebäude der katholischen Lehre anzugreifen. So beschuldigt er den Erzbischof von Bourges, Renaut de Beaume, der Blutschande[147]). Die Aebtissin eines Klosters bittet den Papst Gregor VIII. um Gnade für den Kardinal Cappo di Ferro, der sich an Nonnen vergangen hatte[148]). Ebenso findet der unsittliche Lebenswandel des Kardinals von Lothringen des öfteren Erwähnung[149]).

Wenn der Dichter in seiner „Confession du sieur de Sancy" sich gegen die vielen Uebertritte zum katholischen Glauben wendet, so verfolgt er mit seinem Spott ebenso Bekehrer wie Bekehrte und schont nicht einmal die Dogmen der Kirche. Alle Anekdoten und Erzählungen sind dazu bestimmt, die Katholiken zu schmähen. Der beißendste Hohn spricht aus des Apostaten eigenen Argumenten für die römische Lehre an der Stelle, wo Sancy sich gegen den Vorwurf der Unbeständigkeit und des Abfalls verteidigt: „Ce n'est pas changer que de suivre tousjours mesme but. J'ay eu pour but, sans changer, le profit, l'honneur, l'aise et la seurté"[150]). Wenn er vom Kardinal Du Perron spricht, kennt er keine Grenzen in seiner Ausdrucksweise; seine Satire geht oft über das Ziel hinaus und verfällt in Zynismus.

Bot der Aufwand und die Ueppigkeit der höheren kirchlichen Würdenträger, die sich oft ganz als „grands seigneurs"

[147]) O. C. II, 246.
[148]) O. C. II, 606.
[149]) cf. auch p. 27 dieser Arbeit.
[150]) O. C. II, 335.

fühlten, nach allen Richtungen ihrer Lebensführung den Dichtern eine willkommene Angriffsfläche für ihre kritischen und satirischen Bemerkungen, so sehen wir den niederen Klerus zumeist in Not versunken. Er setzte sich zusammen aus Söhnen von Handwerkern und Bauern, denen selbst oft die ersten Elemente der Wissenschaft fremd blieben. Mißstände in der Stellenbesetzung, die finanzielle Notlage der Landgeistlichkeit, deren Einkommen für einen einigermaßen standesgemäßen Unterhalt nicht ausreichend war und sie daher zur Geldgier verführen mußte, ihre Unwissenheit und ihr lasterhaftes Leben erregten in der Renaissance lebhaften Anstoß. Diese niedere Schicht des Klerus war der geeignete Nährboden für den jungen Protestantismus. Das Gebäude der Kirche wäre eingefallen, wenn die große Kluft, welche die höhere Geistlichkeit von der niederen damals trennte, durch die Gegenreformation nicht beseitigt worden wäre.

Aus naheliegenden Gründen erfahren wir bei d'Aubigné wenig von der niederen Geistlichkeit. Als er seine Satiren schrieb, war die Zeit der Not des einfachen Geistlichen vorbei; der Landpfarrer war nicht mehr der Ehebrecher und Trinker, wie wir ihn aus den Farcen kennen, sondern dieser Stand der Unzufriedenen bekannte sich entweder zur neuen Lehre oder kämpfte in aller Frömmigkeit für seinen alten Glauben. Daß die Unwissenheit der Geistlichkeit im 15. Jahrhundert einem gelehrten Studium im 16. Jahrhundert gewichen war, beweisen Stellen aus der „Confession du sieur de Sancy“ und vielleicht auch die Parodie der Predigt des Paters Ange im „Baron de Foeneste“[151]). Neben skandalösen Einzelheiten und Obszönitäten[152]), die ganz im Geschmack der Zeit lagen, haben wir hier eine Stelle von erhabener Feinheit und Ironie. Die Predigt, die, wie Postansque[153]) vielleicht nicht mit Unrecht sagt, an die des Kapuziners in Schillers „Wallenstein“ erinnert, ist ohne Zweifel eine der besten Stellen im ganzen Werk.

c) Ordensklerus.

Das abendländische Klosterwesen hatte zum Unterschied von dem griechischen den Zusammenhang mit dem allgemeinen Leben gewahrt und war zugleich ein Teil des Gesamtkle-

[151]) O. C. II, 592 ff.
[152]) cf. die letzten Kapitel des Romans.
[153]) Postansque a. a. O. p. 161.

rus geblieben, ohne sich als etwas Besseres abzusondern. Die alten Orden der Benediktiner, Cistercienser, Cluniacenser, und Prämonstratenser wurden im 13. Jahrhundert überflügelt von den beiden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, die es zum Teil verstanden, sich den neuen Verhältnissen, welche das Aufkommen des Bürgertums hervorgerufen hatte, anzupassen. Sie popularisierten die Kirche und förderten die Wissenschaften; in vielen Ländern blieben diese Bettelmönche die volkstümlichsten Orden bis in die Reformationszeit. Im 15. Jahrhundert verloren fast alle Orden an Wert, und wenn vielfach aus ihrer Mitte Päpste hervorgegangen waren, so hörte auch das auf; Sixtus IV. war für lange Zeit der letzte Mönch, der Papst wurde. Viele Klöster verfielen unter dem allgemeinen Rückgang der kirchlichen Zucht, sodaß die Humanisten gerade gegen die Mönche die schärfsten Pfeile ihres Spottes und ihrer Verachtung richteten und die Laien, auch in den unteren Ständen, nicht besser über sie dachten. Gerade von dem Ordenswesen entwerfen uns die Dichter des 15. Jahrhunderts ein wenig erfreuliches Bild. Die Klosterinsassen spielen in ihren Dichtungen eine große Rolle. Sie waren von jeher bekannt als Scheinheilige und Genußsüchtige; als Lebemenschen begegnen wir ihnen in den Fabliaux des Mittelalters, in den Satiren von Rutebeuf, Chaucer, Boccaccio und noch im 16. Jahrhundert bei Rabelais. Die Beziehungen der Mönche zu den Mitgliedern der weiblichen Genossenschaften scheinen bisweilen recht zweifelhafter Art gewesen zu sein. Noch im 16. Jahrhundert war allgemein die Ansicht verbreitet, daß die Gelübde der Ordensgeistlichen nicht streng befolgt wurden; man klagte sie an wegen ihrer großen Vorliebe für üppige Fleischspeisen und einen guten Tropfen Wein. Sprichwörter wie „gras comme un moine“ oder „paillard comme un moine“ waren im 16. Jahrhundert jedem Franzosen geläufig[154]). Bezeichnend für ihre Genußsucht ist ein Distichon aus dem 16. Jahrhundert:

„Grand nau (navire) veult grand'eau,
Et gros moine gros veau“[155]).

Fast bei allen Genossenschaften hatten sich Mißstände herausgebildet, die von allen einsichtigen und ernsten Männern tief beklagt wurden, die mit der frommen Absicht der Kloster-

[154]) cf. Sébillot, Le Folk-Lore de France. Paris 1904-07, Bd. IV, 246.
[155]) ibid. p. 246.

gründer im scharfen Widerspruch standen und den Wunsch nach einer durchgreifenden und gründlichen Besserung immer lauter und eindringlicher vernehmen ließen. Auch die Kirche selbst verschloß sich nicht der Einsicht, daß eine „reformatio" unumgänglich notwendig war. Dem Sturm der Reformation leisteten die Klöster meist geringen Widerstand; viele Insassen, und oft nicht die schlechtesten, wurden sogar ihre Vorkämpfer. Das Klosterwesen war den neuen Verhältnissen nicht mehr gewachsen, daher wollte man das Mönchstum reformieren; die 1528 gestifteten Kapuziner suchten die alte Strenge der Franziskaner wiederherzustellen und mit denselben Mitteln, die diese einst so erfolgreich angewandt hatten, auf das Volk zu wirken. Doch erst dem Orden der Jesuiten gelang es, das Klosterwesen von neuem den so sehr veränderten Zuständen anzupassen. In Frankreich fand er auf dem großen Kampfesboden die schärfsten Gegner in den Kalvinisten. Je heftiger die Jesuiten in ihren Predigten gegen die Hugenotten zu Felde zogen, desto schärfer wurden natürlich auch die satirischen Ausfälle der Protestanten. D'Aubigné nennt sie ein „spanisches Gesindel" und betrachtet sie als „Schmarotzer" und „Ungeziefer", die Frankreich und Europa der „tyrannischen Faust der römischen Bestie" unterwerfen wollen:

„Voilà vostre Evangile, o vermine Espagnolle,
Je dis vostre Evangile, engeance de Loyolle,
Qui ne portez la paix soubs le double manteau,
Mais qui empoisonnez l'homicide couteau:
C'est vostre instruction d'establir la puissance
De Rome soubs couleur de poincts de conscience,
Et soubs le nom menti de Jesus, esgorger
Les Rois et les estats où vous pouvez loger".

O. C. IV, 66.

Mit bitterem Haß ruft er ihnen weiter zu:

„Allez, preschez, courez, volez, meurtriere trope,
Semez le feu d'Enfer aux quatre coings d'Europe;
Voz succez paroistront quelque jour, en cuidant
Mettre en Septentrion le sceptre d' Occident:
Je voy comme le fer piteusement besogne
En Mosco, en Suede, en Dace et en Pologne".

O. C. IV, 66.

Zu einem gerade nicht feinen, aber guten Wortspiel verwendet er den Namen des berühmten Jesuitenpaters Cotton

und bringt dadurch wieder seinen Spott gegen die Jesuiten zum Ausdruck. Es handelt sich um ein Epigramm an Heinrich IV.:

„Sire, vostre humeur n'est pareille
Aux autres Roys qui ont vescu:
Le Cotton vous bouche l'oreille,
Il leur servait de torche cu".

O. C. IV, 361.

Wenn er von der Sittenlosigkeit der Jesuiten spricht[156]), so ist in diesem Punkte in der Verwertung seiner Aussagen und Urteile Vorsicht geboten, da sie oft Uebertreibungen enthalten, die durch die tatsächlichen Verhältnisse nicht immer gerechtfertigt erscheinen.

Um seinen Spott gegen den noch jungen Orden der Kapuziner zu zeigen, sei hier ein Epigramm erwähnt, betitelt: „Sur le portal des Capucins".

„A quoy, hypocrites pieds nus,
Montrez-vous ces fatras menus,
Marteaux, tenailles, cloux, eschelles,
L'esponge, ce gibet de bois,
Les outilz, les armes cruelles,
Pour mettre un homme dans la croix?"

O. C. IV, 358.

Waren die männlichen Orden zur Zeit der Reformation durch tatkräftiges Eingreifen der katholischen Kirche aus dem Sumpf ihrer sittlichen und religiösen Verderbtheit bald gerettet und zu einem frommen und keuschen Lebenswandel geführt worden, so waren die Frauenklöster noch im 16. Jahrhundert keine Heimstätten des Gebetes, sondern Mittelpunkte der Unordnung und Ausschweifung. Mehr noch als bei den Mönchen, erfolgte bei ihnen der Eintritt nicht aus innerem Berufe, sondern aus Familienrücksichten oder dem Streben nach einer guten Versorgung. Sie waren zum größten Teil Versorgungsstätten für die Töchter des Adels, die nicht unter die Haube gebracht werden konnten. Man kann sich daher denken, daß der Lebenswandel des Adels und seine Sittenlosigkeit sich auf die Klöster, die zum größten Teil fast Sanatorien geworden waren, abfärben mußte. Was die Literatur der Renaissance darüber berichtet, gewährt uns eine traurige Vorstellung von den geradezu Ab-

[156]) cf. z B. O. C. II. 612, wo von Cotton die Rede ist, der im Gefängnis zu Avignon war, „pour avoir engrossé une Nonnain".

scheu erregenden Verhältnissen in den Konventen, deren Tiefstand kaum noch überboten werden konnte. Die Nonnenklöster waren zum Teil bevorzugte Absteigequartiere des Adels und der Junker, die hier Feste feierten bei Tanz und Spielen. D'Aubigné sagt in einem Epigramm, daß sich in den Klöstern vornehmlich altgewordene Dirnen befinden, die hier ihre Kleidung und das tägliche Brot erhalten:

„La charitable invention
De loger par devotion
Les Carmelines, Urselines,
Jacobines et Capuchines;

Là trouvent l'habit et le pain
Les pauvres garces tout usees
Qui se connoissent mesprisees
Et sans cela mouroient de faim."

O. C. IV, 370.

Wenn der Dichter in seiner „Confession du sieur de Sancy" von einer Abtei zur Zeit der Bürgerkriege spricht, die in ihren Ausschweifungen mehr einem Hof als einem Kloster gleicht, dessen Vorsteherin geheime Liebeshändel mit einem Bischof unterhält, so mag er bei seiner Tendenz, die Schäden der katholischen Kirche aufzudecken, übertrieben haben, wenn er sagt: „Mais quelques fois l'Evesque et l'Abbesse se desrobent en quelques lieux desrobez et accomodez exprez, et lors tout le couvent est en devotion, par ce que Monsieur et Madame sont allez aux oeuvres pies. Chascun estoit en peine quelles oeuvres c'estoient: mais la Prieuse du Pont l'Abbé, les ayant un jour descouverts, escrivit à M. de Potonville ce que c'estoit en ces termes:

L'Evesque et l'Abbesse de Xainctes,
Pour faire oeuvres pies et sainctes,
Vont au silence fort souvent.
La plus finette du Convent
Y fait un trou, et les espie,
Puis voyant presser flanc à flanc,
Le roquet noir, le surcot blanc,
Vit bien que c'estoit oeuvre pie".

O. C. II, 296—297.

Im „Baron de Foeneste" erinnert sich Beaujeu, daß man im Kloster Maubuysson, in dem sich nur acht Nonnen

aufhielten, keine Unterkunft gewähren konnte, weil alle Insassen die Lustseuche hatten[157]). Enay sagt darauf, daß es unmöglich ist, Kinder in derartige Anstalten zu schicken, um sie vor allen Gefahren der Sittenlosigkeit zu bewahren[158]). Foeneste, der leichtgläubige Representant des Katholizismus, dagegen betont in seinem gaskognischen Dialekt: „Je bous aboue vien qu'il y a grandes desvauches; mais aussi, parmi tant de velles devotions et principalement celles qui sont inbentees de noubeau, il y en a de sante bie, et qui ne pensent qu'à jusne et à ouraison."[159])

[157]) O. C. II, 610.
[158]) O. C. II, 610.
[159]) O. C. II, 610-611.

IV.

Historische Porträts.

a) Katharina von Medici.

Wir haben bei der bisherigen Behandlung unseres Autors schon des öfteren die Feststellung machen können, daß er es zum Teil meisterhaft verstanden hat, die beißende Lauge seiner Satire über hochgestellte Schwachköpfe oder persönliche Gegner in reichem Maße auszugießen. Mann kann sehr deutlich erkennen, daß sich in seinen Werken einige historische Persönlichkeiten, die sowohl für die Geschichte Frankreichs als auch im eigenen Leben des Dichters eine große Rolle gespielt haben, besonders abheben. Ihnen wird eine spezielle Kritik zuteil; wir werden sie daher auch im einzelnen näher behandeln.

Beginnen wir chronologisch mit der Königinmutter Katharina von Medici. Diese aus altem italienischen Adelsgeschlechte stammende ränkesüchtige Frau hat auf die Geschichte der französischen Nation einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt. Sie war die Tochter des Herzogs Lorenzo von Florenz und seit 1533 mit Heinrich, dem zweitgeborenen Sohn Franz I., verheiratet. Das Verhältnis zu diesem in der Geschichte unter dem Namen Heinrich II. bekannten Königs ist nicht besonders glücklich gewesen. Wir wissen vielmehr, daß diesen ein dauerndes Liebesverhältnis an eine zwanzig Jahre ältere Dame band, die bereits erwähnte Diana von Poitiers, eine junonische Schönheit, nicht ohne Geist und literarisch gebildet, stets auf ihren persönlichen Vorteil bedacht. Katharina von Medici, die ungeliebte Gemahlin Heinrichs, schenkte ihrem Gatten vier Söhne, den Thronfolger Franz, Karl, Heinrich (von Anjou), Franz (von Alençon) und drei Töchter, Elisabeth, die spätere Gemahlin Philipps II. von Spanien, Claudia, Gemahlin des Herzogs Karl II. von Lothringen, und Margarete. Nach dem Tode des Königs (1559), der den Staat, obgleich räumlich erweitert, mit Schulden überlastet hinterließ, übernahm Katharina die Regentschaft für den erst sechzehn Jahre alten körperlichen und geistigen Schwächling Franz II. Ihre Stütze war der mächtige Kardinal Karl von Lothringen. Sowohl auf katholischer als auch auf protestantischer Seite machte sich bald eine große Unzufriedenheit bemerkbar. Nachdem sich Katharina zu Lebzeiten ihres Gemahls der Diana von Poitiers hatte unterordnen und zur Zeit Franz II., der bereits 1560 starb, dem mächtigen Guise

hatte fügen müssen, war mit dem Regierungsantritt Karls IX. für sie die Zeit gekommen, endlich die gewünschte Macht zu erhalten. Als Italienerin war sie bei jedem Franzosen ohnehin unbeliebt. Nicht besonders schön, doch groß und kräftig, eine kühne Reiterin, genoß sie gern Pracht und Vergnügen[160]). Ein Kranz schöner Mädchen umgab sie. Sie hatte frischen Mut und glücklichen Leichtsinn; nicht ohne Gedanken, doch unfähig, sie folgerecht durchzuführen, handelte sie nur für den Augenblick. Die Religion betrachtete die Regentin ohne Neigung zu einer der Parteien und ohne Verständnis für die Tiefe der Bewegung als eine reine politische Angelegenheit, und die Rücksicht auf die zerrütteten Finanzverhältnisse, die Angst vor einer Einmischung des Auslandes ließen sie vor einem inneren Kriege zurückschrecken. Sie fürchtete sich vor allem vor Spanien, gegen das sie eine doppelte Abneigung Frankreichs und Italiens hegte. Im weiteren Verlauf der Reformationsgeschichte in Frankreich nahm Katharina eine übergeordnete Stellung ein. Sie sympathisierte sowohl mit den Katholiken als auch mit den Protestanten. Im Edikt von Amboise (1563) gewährte sie den letzteren größere Zugeständnisse freier Religionsausübung. Coligny wurde sogar ihr Berater. Alle ihre hinterlistigen Verführungskünste endeten schließlich in der Pariser Bluthochzeit, als dessen geistige Urheberin sie in der Geschichte ihren Namen hinterlassen hat.

Wenn wir bedenken, daß d'Aubigné seine „Tragiques", in denen er Katharina mit harten Worten vor sein Tribunal fordert, erst fünf Jahre nach der Bluthochzeit verfaßte, so können wir ermessen, wie seine Satire nach der Rolle, die die Königin auf der politischen Bühne Frankreichs gespielt hatte, ausfallen mußte. Er nennt sie „une fatale femme" und macht sie in erster Linie verantwortlich für das Unheil, das sein Land heimgesucht hat. Mit ihrer Thronbesteigung ist das Schicksal schon besiegelt gewesen, will er sagen, wenn er bedauert, daß man bei der Minderjährigkeit eines Regenten das „heilige Diadem" und das „geweihte Szepter" in die Hände einer „femme impuissante" legt. Es wäre anders gekommen, wenn sie sich hätte befreien können .

„Du venin florentin, dont la plaie eternelle,
Pestifere, a frappé et sur elle, et par elle!"
O. C. IV, 51.

---

[160]) cf. zu den folgenden Ausführungen Lavisse a. a. O. Bd. VI[1] p. 29, 192.

Doch in ihr fließt italienisches Blut, das den Ehrgeiz entfacht: Adel, Kirche und Volk hat sie vernichtet[161]).

„Pleust à Dieu, Jesabel[162]), que tu eusse à Florence
Laissé tes trahisons en laissant ton païs;“

O. C. IV, 51.

Diese Verse charakterisieren die Königin in ihrer ganzen Art und beweisen nicht weniger den Haß des Dichters. Frankreich hat sie in jeder Hinsicht geschwächt und das Land zum „gibier d'Italie“ gemacht[163]). Wie die Flamme zischt, wenn man Wasser darüber gießt, so ist ihr Durst nach Blut[164]). Die Geschichte hat es in der Bartholomäusnacht erlebt, wie blutdürstig Katharina die Protestanten verfolgte und niedermetzeln ließ. Der Dichter übertreibt nicht, wenn er ihre Mordlust an den Pranger stellt. Einen bitteren Sarkasmus zeigt er, wenn er sie eine „sauvage et carnasiere beste“[165]) nennt und mit Nero vergleicht. Wie dieser sich gefreut habe, als er Rom in Flammen sah, so unbarmherzig sei Katharina beim Anblick der Greueltaten in Frankreich gewesen. Was diese über das Land gebracht habe, sei sogar noch schlimmer gewesen als die Machtgelüste des großen römischen Tyrannen; denn „Nero laissoit en paix quelque petite part; . . . . . .“ Weit größer war das Morden in Frankreich, betont der Dichter, und klagt die Florentinerin mit bitteren Worten an:

„Mais toy qui au matin, de tes cheveux espars
Fais voile à ton faux chef branslant de toutes parts,
Et desploiant en l'air ta perruque grisonne,
Les païs tous esmeus des pestes empoisonne,
Tes crins esparpillez, par charmes herissez,
Envoient leurs esprits où ils sont addressez: . . . . .“

O. C. IV, 53—54.

Kein Vergleich ist ihm drastisch genug, das Unheil, welches das Haus Medici über Frankreich gebracht hat, zu schildern. Katharinas wachsender Einfluß hat das Haus Valois ins Wanken gebracht, und es ist daher dringende Abhilfe nötig:

---

[161]) O. C. IV, 51.

[162]) Jesabel auch Jezabel ist der Name für Katharina von Medici in den Pamphleten der Hugenotten des 16. Jahrhunderts.

[163]) O. C. IV, 52.

[164]) O. C. IV, 52.

[165]) O. C. IV, 53.

„Il falloit contre toy et contre ta machine
Appuyer et munir, ingratte Catharine,
Cette haute maison, la maison de Vallois,
Qui s'en va dire adieu au monde et aux François".
O. C. IV, 55.

In ironischer Weise brandmarkt d'Aubigné die magischen Künste[166]), die im Leben der Königinmutter eine große Rolle spielten. Sie hatte nämlich, erfüllt von dem Aberglauben der Humanisten, aus Italien einen Schwarm von Abenteurern an ihren Hof gerufen, die als Sterndeuter, Wahrsager und Schwarzkünstler in dieser Gesellschaft, deren Leben von sittlicher Fäulnis arg zerfressen war, gute Geschäfte machten. Ueberdies sei an dieser Stelle erwähnt, daß Katharina von Medici sich für ein stark geregeltes Hofleben nach italienischem Muster einsetzte. Sie war es von ihren Ehrendamen gewohnt, daß sie ihr aufs Wort gehorchten. Voller Angst schaute man ihr ins Gesicht, wenn sie ihre Untergebenen tadelte. Großen Wert legte sie auf Ordnung und Pünktlichkeit. In einem Brief an Karl IX. aus dem Jahre 1563 weist sie auf die Notwendigkeit der Ordnung hin: „Je désirerais que prinssiez une heure certaine de vouz lever, et, pour contenter vostre noblesse, faire comme faisait le feu Roy vostre père; car, quand il prenait sa chemise et ses habillements, entraient tous les princes, seigneurs, capitaines, chevaliers de l'ordre, gentilshommes de la chambre, maistres d'hostel et gentilshommes servans . . .; et il parlait à eux et le voyaient; qui les contentait beaucoup . . ."[167]). Was die magischen Künste im Leben Katharinas angeht, so erwähnt der Dichter ihren Glauben an Hexen, Dämonen und Geister. Oftmals müssen ihr diese „organes hideux"[168]) über ihre Zukunft Auskunft geben. Er rät ihr, auch über diese zu triumphieren: „tu peux bien triompher sur eux, puisque tu es vivandiere d'Enfer".[169]) Weiter sagt er an einer anderen Stelle:

„Monstre leur le succés des ruses florentines,
Tes meurtres, tes poisons, de France les ruines;"
O. C. IV, 57.

Die Florentinerin trägt nicht zuletzt die Schuld daran, daß das Königtum Frankreichs eine Tyrannenherrschaft wurde. In

[166]) O. C. IV, 56.
[167]) Zitiert nach Du Bled, La Société fr. du XVIe au XXe siècle. Paris 1903, p. 44.
[168]) O. C. IV, 56.
[169]) O. C. IV, 57.

aller Härte wurde ihr Sohn Karl erzogen; schon früh wurde er an den Anblick des Blutes gewöhnt. Jagend unter den wilden Tieren sollte er in der Wildnis leben, damit er als Herrscher ein Tyrann würde:

„Macquerelle à ses filz, en a l'un arresté
Sauvage dans les bois, et pour belle conqueste,
Le faisait triompher du sang de quelque beste:
Elle en fit un Esau, de qui les ris, les yeux
Sentoyent bien un Tyran, un chartier furieux".

O. C. IV, 93.

Später scheint d'Aubigné allerdings Karl IX. von der Vorbereitung auf die Greuel der Religionskriege freizusprechen, wenn er von ihm sagt:

„Sa foy s'envole au vent, mais il feignit aprés,
Ce qu'il faisait forcé, l'avoir commis exprés.
C'est pource qu'en ce temps c'est plus de honte d'estre
Mal advisé qu'ingrat, mal prevoiant que traistre, . . ."

O. C. IV, 97.

b) Heinrich III.

Aeußerst treffend ist die Charakteristik Heinrichs III., des „roi efféminé" auf dem Throne Frankreichs im 16. Jahrhundert. Er war der Sohn der Katharina von Medici und von ganz anderer Natur als seine Vorgänger. Als er den Thron bestieg, war er erst 23 Jahre alt, hatte aber schon eine bedeutende Tätigkeit im Felde und noch mehr Ausschweifungen hinter sich. Aufgewachsen unter den Damen am Hofe seiner Mutter, die ihn liebkosten und verhätschelten, war er mehr Mädchen als Knabe in seiner Jugend gewesen.[170]) Während Franz I., Heinrich II. und sein Bruder Karl IX. tatkräftige, männliche Naturen waren, die ihren Zeitvertreib und ihr Vergnügen auf der Jagd oder beim Sport fanden, war dieser letzte Valois ein großer Schwächling von frauenhafter Natur, dessen Nerven schon früh erschlafft waren. Er liebte nicht die Jagd, sondern das Tändeln im üppigen Palast. Mitten unter den gewaltsamen Naturen, die ihn nach so vielen Bürgerkriegen, deren Stoff noch immer glimmend jeden Augenblick in helle Flammen auszubrechen drohte, umgaben, wollte er ein Palastleben führen, zusammengesetzt aus Vergnügen, Zurückgezogenheit und dem

[170]) cf. Lavisse a. a. O. VI[1], p. 212 ff.

Genusse der Verehrung, die der höchsten Gewalt zukommt. Er liebte es, sich nach Frauenart zu kleiden, und hatte Allüren wie die Damen bei Hofe. Er ließ sich von Weibern gern sanft umschmeicheln und gab sich höchster Bigotterie hin, weil sie seine mattwerdenden Sinne aufstachelte; aber er liebte auch die Männer und ergötzte sich an einem Dutzend schöner Jünglinge, seinen „mignons", denen er sogar starken Einfluß auf die Staatsgeschäfte überließ. Sein Aeußeres war schön, zart und elegant.

In großartiger Ausführung gibt d'Aubigné ein Porträt Heinrichs, das seine ganze Haltung und sein Wesen ausgezeichnet veranschaulicht; schon Sainte-Beuve bewunderte die Genauigkeit, mit der dessen Anzug beschrieben ist:

„De cordons emperlez sa chevelure pleine,
Sous un bonnet sans bord, faict à l'Italienne,
Faisoit deux arcs voutez; son menton pinceté,
Son visage de blanc et de rouge empasté,
Son chef tout empoudré, nous monstrerent ridee,
En la place d'un Roy, une putain fardee.
Pensez quel beau spectacle, et comme il fit bon voir
Ce prince avec un busc, un corps de satin noir
Coupé à l'Espagnolle, où des dechiquetures
Sortoient des passements et des blanches tireures,
Et affinque l'habit s'entresuivist de rang,
Il montroit des manchons gauffrez de satin blanc,
D'autres manches encor qui s'estendoient fenduës,
Et puis jusques aux pieds d'autres manches perduës.
Ainsy bien emmanché, il porta tout ce jour
Cet habit monstrueux, pareil à son amour:
Si qu'au premier abord, chacun estoit en peine
S'il voioit un Roy femme ou bien un homme Royne".

O. C. IV, 94.

Wir sehen an diesem Bild, wie stark der Einfluß italienischer Sitten sich bereits des französischen Hofes bemächtigt hatte. Der König zeigte eine große Vorliebe für die aus dem Süden importierten anmutigen, zierlichen Umgangsformen, die dem Kulturhistoriker unter dem Namen „Galanterie" hinreichend bekannt sind.

Mit bitteren Worten geißelt der fanatische Hugenottendichter das lasterhafte Leben Heinrichs, der schon in frühester

Jugend in den Strudel moralischer Verkommenheit geraten war. Im Laster förmlich aufgewachsen, war er sein ganzes Leben lang sinnlichen Lüsten ergeben. Obgleich er mit einer Prinzessin aus dem erzkatholischen Hause der Lothringer verheiratet war, huldigte er der Unzucht. Wenn Lavisse[171]) sagt: „Nulle famille n'a été plus attaqué que celle des Valois. Les accusations d'inceste, de parricide abondent dans les écrits du temps, sonnets, satires, pamphlets ou dissertations", so könnte man hinzufügen, daß der Höhepunkt in dieser Hinsicht erreicht wurde mit dem letzten Vertreter aus jenem Herrscherhause, Heinrich III. In seinem Mannesalter fanden seine geschwächten Nerven Ruhe in dem stillen Winkel eines Dorfes[172]),

„Où le vice triplé de sa lubricité
Miserablement cache une orde volupté,
De honte de l'infame et brute vilennie
Dont il a pollué son renom et sa vie".

O. C. IV, 95.

Dort hatte er, wie einst Nero in Rom, einen Ort, wo er seine Schande verbergen konnte[173]). Feigheit, ja sogar Angst war die Folge seiner durch Ausschweifungen geschwächten Natur. Wenn es blitzte, verkroch er sich in die Ecken des Louvre und zitterte und weinte aus Furcht vor dem Tode und der Hölle[174]).

Seine feminine Natur machte aus ihm einen unfähigen Herrscher, der sich beim Volk keiner großen Beliebtheit erfreute. Sein Ehrgeiz hegte die höchste Vorstellung von der Erhabenheit der Königswürde. Er begnügte sich nicht mit den Titeln „Sire" und „Roi", sondern wollte sich nach spanischem Vorbild „Majesté" genannt wissen. Trotz mancher Reformen, die er einführte, lag das wirtschaftliche Leben seines Landes sehr danieder. Die Schuldenlast, die er von Heinrich II. übernommen hatte, vergrößerte er beträchtlich. „Das Volk wäre vielleicht den Schandtaten am Hofe gegenüber indifferent geblieben, wenn Heinrich die Unzufriedenheit durch seine schlechte Verwaltung nicht verallgemeinert hätte", sagt Lavisse[175]) in seiner schon oft zitierten „Histoire de France". Sein Mangel an sittlicher Haltung, seine Abhängigkeit von einigen Günst-

[171]) Lavisse a. a. O. Bd. VI[1] p. 212.
[172]) Gemeint ist nach Réaume (O. C. V.) Olinville oder Olainville in der Nähe von Arpajon, wo Heinrich sich ein Landhaus hatte bauen lassen.
[173]) O. C. IV, 95.
[174]) cf. Lavisse a. a. O. Bd. VI[1], p. 212.
[175]) ibid. p. 223.

lingen gaben ein allgemeines, nur zu wohl begründetes Aergernis. Doch soll nicht verkannt werden, daß sich auch lichte Seiten in seiner Regierungszeit zeigten. Heinrich besaß trotz seiner geschwächten Natur hohe geistige Fähigkeiten. Für die Hauptstadt hatte noch nie ein Fürst soviel getan wie er. Die Einwohnerzahl war bedeutend gestiegen. In Paris fand man jetzt die Institute der Kultur, die man sonst in Italien hatte suchen müssen. Durch die Förderung der Bruderschaften und literarischen Vereinigungen übte er einen großen Einfluß auf das geistige Leben im damaligen Frankreich aus. Doch diese guten Eigenschaften, die er besaß, konnten bei weitem nicht seine Schwächen aufwiegen. D'Aubigné nennt ihn einen „hyppocrite bigot", an dessen Fleisch sich einst die Raben weiden werden[176]). Haßerfüllt ruft er ihm zu:

„Tes prestres par la rue à grands troupes conduicts
N'ont pourtant peu celer l'ordure de tes nuicts: . . . ."
O. C. IV, 100.

c) Heinrich IV.

Von weit gemäßigterer Art ist die Kritik des Dichters gegen Heinrich IV., einen der größten Könige auf dem Throne Frankreichs. Doch auch seine Schwächen finden keine Gnade vor den Augen des Hugenotten, der mit größtem Freimut die entdeckten Fehler vor sein Tribunal fordert.

Heinrich war der Sohn des Königs Anton von Navarra und der glühenden Kalvinistin Johanna d'Albret. Streng nach dem neuen Glauben erzogen, nahm er schon früh an den Religionskriegen teil und wurde Führer im Heerlager der Hugenotten. Durch seine Heirat mit der Schwester des Königs erlangte er ein gutes Verhältnis zum französischen Hofe, an dem er sich seit dem Jahre 1573 für eine kurze Zeit aufhielt. D'Aubigné, der schon vorher in seine Dienste getreten war, folgte ihm als treuer Freund und erwarb sich schnell, unterstützt durch die Fürsprache Heinrichs, die Gunst der Hofgesellschaft. Unzertrennlich waren Heinrich und Agrippa, beide fast gleichen Alters, miteinander verbunden. Es ergab sich jedoch bald eine Schwierigkeit für sie, da man am Hofe nach dem katholischen Glauben lebte. Während Heinrich, dem die Religion stets nur etwas Aeußerliches war, es leicht fertig brachte, seinen Glauben zu leugnen, blieb d'Aubigné der Lehre seiner Kirche treu und

[176]) O. C. IV, 100.

wurde infolgedessen bald unbeliebt, weil er sich nicht katholisch nennen wollte. Wenn jedoch religiöse Fragen an ihn herantraten, dann antwortete Heinrich für ihn und betonte, er sei ein guter Katholik. Folgendes Ereignis gibt der Dichter in seinen Memoiren aus seinem Leben mit Heinrich am Hofe zum Besten: An einem Mittwoch nach Ostern beklagte sich die Königin bei Heinrich von Navarra, daß seine Diener nie zur Messe gingen, worauf dieser d'Aubigné fragte, ob er seine Ostern gehalten habe. „Gewiß!" — war die Antwort, und als er ihn dann weiter fragte: „An welchem Tage?" — da sagte er: „Am letzten Freitag!" Nun war dieses unglücklicherweise der Karfreitag, an dem bekanntlich keine Messe gelesen und kein Sakrament erteilt wird. Die ganze Hofgesellschaft brach in ein großes Gelächter aus, als der Herzog von Guise ihm sagte, daß er seinen Katechismus schlecht beherrsche. Bald traf es sich, daß Heinrich von Navarra und d'Aubigné das Leben am Hofe wegen der übertriebenen Galanterie verhaßt wurde. Beide täuschten eine Jagd vor und entkamen heimlich. Der Dichter schätzte den König in dieser Zeit sehr und verübte auf den Jagden und Fahrten manche tolle Streiche mit ihm. Es möge hier eine amüsante Anekdote aus dem Leben Agrippas mit Heinrich Erwähnung finden, die seinen derben Humor und seine Schlagfertigkeit, nicht weniger aber auch sein freundschaftliches Verhältnis zum König bezeugt. Auf einer Jagd wollte es der Zufall, daß Heinrich der Notdurft wegen in einen Schweinestall geriet. Um ein Haar hätte ihm eine alte Hexe, die ihn dort antraf, mit einem Beil den Kopf gespalten, wenn nicht Agrippa den Schlag abgewehrt hättet. Hierauf sagte dieser zu seinem Herrn im Spaße: „Wenn Ihr dieses ehrenvolle Ende gehabt hättet, so wollte ich Euch folgende Grabschrift gemacht haben:

Hier liegt ein König, groß im Walten;
Er starb, wie Gott, der Herr, zuließ:
Vom Hieb des Beiles einer Alten,
Als er in einem Schweinstall . . . . ."[177])

[177]) Diese lustige Begebenheit erzählt er in seinem „Leben" (O. C. I, 27) Die deutsche Übersetzung findet sich bei Baum, Der Hugenott von altem Schrot und Korn. Leipzig 1854, p. 92. Die französische Fassung der Verse lautet:

„Cy gist un Roy par grand merveille,
Qui mourut, comme Dieu permet,
D' un coup de serpe, et d' une vieille,
Comme il chioit dans une met." O. C. I, 27.

Weitere Zeugnisse für das gute Verhältnis des Dichters zum Könige von Navarra finden wir in den Memoiren. In allen Unternehmungen, gleichgültig welcher Art, stand er Heinrich mit seinem Rat zur Seite[178]). Oefter hat er ihm in den Kriegen das Leben gerettet.

Trotz des guten Einvernehmens und trotz der Gunst, die er beim Könige genoß, scheute er sich nicht, ihm seine Fehler vor Augen zu halten. Wiederholt spricht er von Heinrichs neidischer und mißgünstiger Natur. Nicht weniger klagt er über die Eifersucht des Königs gegenüber dem Ruhm der protestantischen Heerführer, wenn sie besonders tapfer gewesen waren[179]). D'Aubigné behauptet sogar, der König habe ihn erdolchen und ins Wasser werfen lassen wollen[180]), worauf er in großer Gesellschaft ihm eine solche Strafpredigt gehalten habe[181]), daß dieser in Zorn aufstand und sich entfernte. Réaume hat die Richtigkeit dieser Behauptung stark bezweifelt[182]); man muß jedoch bedenken, daß manches, was uns heute als unhöflich erscheint, ganz in der Sitte der damaligen Zeit lag[183]). In der „Vie à ses enfants" spricht der Dichter natürlich freier über den König als in seiner „Histoire universelle", in der er ihm volle Bewunderung zollt[184]). Allgemein kann man jedenfalls sagen, daß er Heinrich von Navarra treuer war als dieser ihm. Des öfteren beklagt er sich über den Egoismus

[178]) Rocheblave sagt an einer Stelle: „Car d' Aubigné, dans les premières années de la Ligue, et même jusqu' au delà du trône, n' est pas seulement le compagnon d' Henri de Navarre, mais son prédicateur; non pas simplement son confident, mais presque son confesseur." (Rocheblave a. a. O. p. 82.)

[179]) O. C. I, 34.

[180]) O. C. I, 32.

[181]) „Vous avez donc, Sire, peu penser à la mort de celuy que Dieu a choisi pour instrument de vostre vie, service que je ne vous reproche point, non plus que ma peau percee en plusieurs endroits, mais bien de vous avoir servi, sans que vous ayez peu faire de moy, ni un flatteur, ni un maquereau. Dieu vous veille qardonner ceste mort recerchee; vous pouvez cognoistre au langage que je vous tiens, combien je desire de l' avancer." (O. C I, 32-33)

[182]) O. C. V, 75.

[183]) Ebenso scheint es etwas übertrieben, wenn Réaume sagt, sein „Leben" sei voll von Beleidigungen und Brutalitäten (O. C. V, 75). Man muß auch bei dieser Behauptung daran denken, daß sowohl im 16. Jahrhundert andere Zustände herrschten als auch die Einstellung des Lesers eine andere war.

[184]) cf. die kritische Behandlung d'Aubigné's als Geschichtsschreiber von Réaume. (O. C. V, 76.)

des Königs. In einem Kriege unter Heinrichs Fahnen hatte sich d'Aubigné das Vertrauen aller Hugenotten erworben, sodaß ihm zahlreiche Ehrungen zuteil wurden. Der König wurde darauf so eifersüchtig, daß er eine Gelegenheit suchte, ihn zu demütigen, die sich auch bald fand[185]).

Der Lieblingshund des Königs, der bekannte Citron, bot dem Dichter eine willkommene Gelegenheit, seinen Haß gegen Heinrich zum Ausdruck zu bringen. An das Halsband dieses Hundes befestigte er einen Zettel, auf den er ein Sonett[186]) geschrieben hatte, in dem er seinen Herrn grobster Undankbarkeit und Knauserei beschuldigt. Infolge des gehässigen Wesens, das Heinrich später gegen ihn an den Tag legte, hatte er die Absicht, sich ins Privatleben zurückzuziehen, doch der König benötigte ihn und holte ihn wieder.

Indem der Dichter seinen Regierungsantritt begrüßt, ermahnt er ihn mit folgenden Worten:

„Henry, qui tous les jours vas prodiguant ta vie,
Pour remestre le resgne, oster la tyrannie,
Ennemy des Tyrans, ressource des vrais Rois,
Quand le sceptre des lis joindra le Navarrois,
Souvien toy de quel oeil, de quelle vigilance
Tu cours remedier aux malheurs de la France.
Souvien toy quelque jour combien sont ignorans
Ceux qui pour estre Roys, veulent estre Tyrans".

O. C. IV, 47.

Das Jahr 1593 wurde ein Wendepunkt im Leben des Navarrers, der seit dem Jahre 1589 bereits König von Frankreich

[185]) O. C. I, 57.

[186]) „Le fidele Citron qui couchoit autrefois
Sur vostre lit sacré, couche ores sur la dure:
C' est ce fidele chien qui apprit de nature
A faire des amys et des traistres le chois:

C' est luy qui les briguans effrayoit de sa voix,
Et des dents les meurtriers; d' où vient donc qu'il endure
La faim, le froid, les coups, les desdains et l'injure,
Payement coustumier du service des Roys.

Sa fierté, sa beauté, sa jeunesse agreable
Le fit cherir de vous, mais il fut redoutable
A vos haineux, aux siens, pour sa dexterité.

Courtisans, qui jettez vos desdaigneuses veuës
Sur ce chien delaissé, mort de faim par les ruës,
Attendez ce loyer de la fidelité".

O. C. I, 36.

war. Am 25. Juli erklärte er, an der Pforte der Kathedrale knieend, in der katholischen, apostolischen und römischen Kirche leben und sterben zu wollen und entsagte allen Ketzereien. Damit war den Wünschen der Mehrheit des französischen Volkes Rechnung getragen, die Möglichkeit des Friedens war gegeben[187]). Fünf Jahre später erließ er das berühmte Edikt von Nantes. Allen Ständen sicherte es Glaubensfreiheit zu. Die Reformierten erhielten alle bürgerlichen Rechte, Zutritt zu den Universitäten und Schulen. Alle Würden und Aemter, auch in den Parlamenten, waren den Hugenotten zugänglich. Wenn auch die beiden Konfessionen und ihre Bekenner keineswegs Freundschaft schlossen, so war jedoch in Frankreich eine Toleranz eingeführt, wie man in keinem anderen Lande feststellen konnte.

D'Aubigné blieb noch eine Zeitlang im Dienste des Königs. In politischen Versammlungen, welche mit Genehmigung des Monarchen noch neben den Synoden von Zeit zu Zeit abgehalten wurden, trat er für die Belange seiner Kirche ein. Im Jahre 1604 faßte er den Entschluß, das Königreich zu verlassen, um sein Leben gegen die geheimen Nachstellungen des Hofes zu sichern. Als er im Begriffe war abzureisen, gelangte ein Brief in seine Hände von Heinrich IV., der ihn wieder an den Hof rief, wo er Aufseher der Kampfspiele und Turniere wurde.

Des öfteren beklagt der Dichter den Uebertritt des Königs zum katholischen Glauben und macht ihm seine leichtsinnige Handlungsweise zum Vorwurf. Als er einmal angesichts der ganzen Hofgesellschaft, die mit Haß auf ihn blickte, von der schönen Gabrielle d'Estrée[188]) in ihr Zimmer geführt wurde, traf er dort seinen Herrn. Als dieser ihm seine gespaltete Lippe zeigte und erzählte, wie ihm das Unglück bei der Belagerung von Laon zugestoßen sei, sagte er in ironischen Worten zu ihm: „Sire! da Ihr bis jetzt Gott nur mit den Lippen verleugnet habt, so ließ er es zu, daß nur sie durchbohrt würden; aber wenn es Euch geschehen sollte, ihn auch mit dem Herzen zu verleugnen, dann wird er es auch zulassen, daß Euer Herz durchbohrt werde"[189]). Die Religion war dem König nur etwas Aeußerliches. Er wechselte sie dreimal und opferte schließlich den protestantischen Glauben höheren Zwecken. Obgleich er in seinem Innersten vielleicht kalvinistische Anschauungen aus

[187]) cf. dazu Kapitel I dieser Arbeit.
[188]) Mätresse Heinrichs IV.
[189]) O. C. I, 69. In Deutscher Uebersetzung bei Baum a. a. O. p. 228.

Vernunftgründen nicht aufgab, wäre es ihm jedoch lieb gewesen, wenn alle Reformierten seinem Beispiel gefolgt wären und damit die vollkommene Einheit im Reiche hergestellt hätten. In jener glaubenseifrigen Zeit war er wie Elisabeth von England eine Ausnahme; für beide war der Staat der Hauptzweck ihres Daseins.

Im schärfsten Kontrast zu Heinrich III., der einen fast krankhaften Eindruck machte, war der Bourbone ein Urbild von Kraft und Leben, jeder Anstrengung gewachsen, mit eisernen Muskeln und stahlharten Nerven. Er hatte ein unentwegt fröhliches Gemüt, das alle Schicksalsschläge hinnahm und überwand. Dieses offenbarte sich auch in seinem schlichten volkstümlichen Auftreten, das den König beliebt machte, in seiner lebendigen, oft spöttischen Redeweise, die mit witzigen Schlagwörtern selbst das Unangenehme milderte und immer den Nagel auf den Kopf traf. Er war ein Kriegsmann, der blitzschnell zu handeln verstand und persönlich am Kampfe teilnahm; mehrmals wurde er nur zufällig gerettet, und oftmals war er verwundet. Im Frieden leistete er Bedeutendes, ungeheuer waren seine Verdienste für die französische Nation.

Bei allen guten Eigenschaften Heinrichs IV. dürfen wir jedoch eine schlechte Seite seines Charakters nicht übersehen, nämlich seine Sittenlosigkeit. Er hatte von jeher eine unbändige Neigung zum weiblichen Geschlecht, über die sich auch d'Aubigné bitter beklagt. Oft hatte es der König versucht, diesen als Unterhändler in seinen Liebeshändeln zu gewinnen, so zum Beispiel, als er in Liebe zu der schönen Tignonville entbrannte[190]). Doch der Dichter wehrte sich hartnäckig dagegen, die Rolle eines Kupplers zu spielen. Nicht einmal durch die größten Versprechungen war er zu bewegen, Heinrich in diesem Falle zu unterstützen. D'Aubigné ermahnte ihn vielmehr, seiner königlichen Würde, seiner hohen Berufung als Haupt der Hugenotten, als Beschützer der bedrängten Kirche eingedenk zu sein, und dann erst sich der Liebe zu ergeben, wenn er sein großes Werk vollbracht habe. Aus seinem späteren Leben sind uns zahlreiche Liebschaften bekannt. Die Ehe mit Margarete, einer schönen und geistreichen Tochter der Katharina von Medici, war unglücklich, zum Teil durch die Schuld beider Gatten, die in ihrer Wollust keine Grenzen kannten; zudem

[190]) O. C. I, 28.

war die Ehe kinderlos geblieben[191]). Im Jahre 1600 heiratete er Maria von Medici, die Tochter des Großherzogs von Toskana, die ihm im folgenden Jahre den Thronfolger (Ludwig XIII.) gebar. Eine große Rolle spielte im Leben Heinrichs die schon erwähnte gemütvolle Gabrielle d'Estrée, die zu seinem größten Schmerze schon früh starb. Noch in seinem letzten Lebensjahre verliebte sich der alte Lüstling glühend in eine jugendliche Schönheit, eine Montmorency, und als deren Gemahl ihm nicht den begehrten Platz einräumte, ging Heinrich sogar soweit, aus diesem häßlichen Liebesabenteuer einen hochpolitischen Fall zu machen.

Doch seine zahlreichen Liebesabenteuer haben ihn nicht zu einem Schwächling gemacht und im Sumpf moralischer Verderbtheit versinken lassen. Er verrichtete daneben eine Riesenarbeit. Als er durch die Dolchstöße des irrsinnigen Ravaillac im Jahre 1610 tödlich getroffen wurde, beklagte das Volk ehrlich diesen großen Verlust. Erst eine spätere Generation wußte zu ermessen, was dem Lande dieser König gewesen war.

[191]) Man vergleiche die rücksichtslose Anklage gegen die Königin in dem Pamphlet „Le Divorce Satyrique" mit dem Untertitel „Les Amours de la Reyne Marguerite" (O. C. II, 655—685). Die Königin wird in gemeinster Weise einer grenzenlosen Sittenlosigkeit beschuldigt. Die Urheberschaft d'Aubigné's ist nicht allgemein anerkannt; man schließt aus des Dichters Haß, den er sein ganzes Leben lang gegen die Königin gehegt hat, daß er der Verfasser des Pamphlets sein könnte, (so: Read, Lenient, Bordier u. a)

V.

Erscheinungsformen des täglichen Lebens.

a) Kleidung und Mode.

Es mag manchem Leser vielleicht seltsam erscheinen, auf Grund der bisherigen Feststellungen über die Satire unseres Dichters in dieser Abhandlung einen Abschnitt mit der Ueberschrift „Kleidung und Mode" zu finden, und doch bietet uns d'Aubigné des öfteren, besonders aber in seinem Roman „Baron de Foeneste" hierüber manche interessante Einzelheiten von kulturhistorischem Wert, sodaß es sich verlohnt, in einem besonderen Kapitel dieses Thema zu behandeln.

Das Eindringen der Renaissance in Frankreich, nicht weniger aber auch das Erstarken des Absolutismus bedeutete ebenso für die Mode den Beginn einer neuen Epoche. Während im Mittelalter die Kleidung bisweilen zwei Jahrhunderte konstant blieb, begann bereits mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein bunter Wechsel von Moden, sodaß man jede Modeepoche mit der Regierungszeit eines Herrschers gleichsetzen könnte, wie es Quicherat[192]) in seiner „Histoire du costume en France" getan hat. Man erkennt hieran recht deutlich, daß besonders in Frankreich der Monarch und mit ihm der Hof auf jeglichem Gebiete tonangebend waren. Wenn man allgemein die Behauptung aufstellen kann, daß die Mode in Frankreich seit der Zeit Franz I. sehr wechselhaft gewesen ist, so war diese Tatsache zum Teil auch eine Folge des mechanischen Fortschritts in der Herstellung von Stoffen und in der Seidenbearbeitung. Dazu kam die Geschäftstüchtigkeit der Fabrikanten, wenn wir diesen modernen Ausdruck einmal gebrauchen wollen, die eifrig bestrebt waren, stets neue Produkte abzusetzen. Der überreiche Luxus in der Kleidung gab noch zur Zeit Karls IX. in der Versammlung der Reichsstände Anlaß zu lebhaften Debatten. Die vom Könige erlassenen Gesetze wurden zumeist nicht befolgt, weil dieser seinen Höflingen und Fürsten keine Einschränkungen in bezug auf Kostbarkeiten und Art der Kleidung machte, aber dem Volke eine Befolgung erlassener Dekrete aufzwingen wollte. Es ist daher bei der Beurteilung der Mode in der zweiten Hälfte des 16. Jahr-

[192]) Quicherat, Histoire du costume en France depuis les temps les plus reculés jusqu'à la fin du XVIIIe siècle. Paris 1874.

hunderts oft schwer, sich ein klares Bild von dem vorherrschenden Geschmack zu machen.

Die Männer trugen in der damaligen Zeit Kniehosen („chausses"), die entweder eng waren und mit Schnürbändern über dem Knie befestigt wurden, oder aber bauschig getragen wurden und in ihrer Form unseren heutigen Knickerbockern ähnlich waren, nur mit dem Unterschied, daß sie durch eine Art Strumpfband über dem Knie geschürzt wurden. Die verschiedensten Arten, die es gab, bezeichnen z. B. folgende Ausdrücke: chausses à l'italienne, à la napolitaine, à la flamande, à la martingale, à la marine, à la matelotte, à l'espagnolle, à prêtre etc."[193]) Dazu hatte man lange oder auch kurze Strümpfe, die ebenfalls mit Bändern entweder über oder unter dem Knie befestigt wurden. Im letzteren Falle wurde das freie Knie zwischen Hose und den Strümpfen durch eine Art Stulpen bedeckt[194]). Ein kurzer, enganschließender Rock mit einer hochstehenden Halskrause und langen Aermeln, die manschettenartig ausliefen, war die Bekleidung für den Oberkörper. Darüber trug man den auch bei unserem Dichter oft erwähnten „pourpoint", ein Wams, welches über die Schulter gehängt wurde und das Gesäß noch verdeckte. Die Kopfbedeckung des Mannes war zur Zeit Karls IX. und Heinrichs III. eine Tellermütze aus Samt oder Stoff, die am hinteren Rande durch einen Federbausch geziert wurde[195]). Um 1600 trug man bereits Hüte in der Form, wie wir sie heute noch haben.

Die Kleidung der Frau war charakteristisch durch ein langes, bis auf die Erde reichendes Gewand, das bis zum Halse geschlossen war und durch einen hochstehenden, weitausladenden, kostbaren Spitzenkragen besonders üppig erschien. Dieses Kleid schloß sich eng an den Oberkörper an und wurde in der Taille sehr fest geschnürt, während es von den Hüften abwärts weitbauschig herabfiel. Durch Anlegen kostbaren Schmuckes suchte man die an sich schon auffällige Kleidung noch auffälliger zu machen[196]).

Die Mode zur Zeit d'Aubigné's, die wir im vorigen in den wesentlichen Zügen kurz zu skizzieren versucht haben, scheint auch im ausgehenden 16. Jahrhundert in Frankreich im einzelnen

[193]) Quicherat a. a. O. p. 403.
[194]) ibid. p. 403.
[195]) ibid. p. 403.
[196]) cf. dazu die Abbildungen bei Quicherat a. a. O. pp. 405, 423, 433, 441, 442.

sehr launisch und wechselhaft gewesen zu sein. Zur Zeit Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. herrschten bereits andere Tendenzen in der Kleidung als zur Zeit Heinrichs III. Wir haben an anderer Stelle schon ein flüchtiges Bild von Heinrich III. gewonnen und können uns daher umso besser vorstellen, welche Rolle die Modefrage zu seinen Lebzeiten gespielt hat, da er doch selbst besonders auf diesem Gebiete als tonangebend gelten wollte. Es gibt wohl kaum ein genaueres literarisches Dokument von der äußeren Erscheinung dieses Königs als das satirische Porträt unseres Dichters in einem Buche seiner „Tragiques“[197]). — Heinrich zeigte eine Abneigung gegen die schon erwähnten bauschigen Kniehosen („chausses bouffantes“) und zog die eng anliegenden vor. Ebenso trug natürlich auch seine Umgebung diese Art Hosen. — Eine wichtige Rolle spielten damals in Frankreich die Schönheitsmittel, vor allem die Schminke. Wie der König sein Haar parfümierte und sein Gesicht blau und rot schminkte[198]), so taten es auch seine „mignons“, die in dem Bild, das d'Aubigné vom König entworfen hat, ebenso wie dieser das Ziel seines Spottes sind. Sie trugen dieselbe Kleidung, denselben Schmuck, und Heinrich legte nichts Neues für sich an, was nicht auch seine nächste Umgebung erhielt. Es war die Regel, daß seine Höflinge dreißig verschiedene Kleidungsstücke hatten, um jeden Tag im Monat wechseln zu können[199]). Die Sitte, die Strümpfe in derselben Farbe zu tragen wie die Hosen, wurde ins Gegenteil verkehrt; man liebte es, für beide Teile, oft sogar auch für das rechte und linke Beinkleid, ganz verschiedene Muster zu wählen, die garnicht zusammen paßten. Diese überaus große Vorliebe für Farbenfreudigkeit ist charakteristisch für jene Zeit. — Die Mode zur Zeit unseres Dichters wurde nicht unwesentlich beeinflußt durch die Verkleidungssucht, die bereits im Mittelalter eine Rolle gespielt hatte, aber jetzt außerordentlich stark verbreitet war. Allenthalben machte sich ein reges Bedürfnis nach Maskeraden geltend. Es gab im 16 Jahrhundert kaum ein Fest ohne Masken, mochte es sich um große Vergnügen oder ernste Feiern handeln. Jeder konnte sich nach Belieben verkleiden und hatte das Recht, an dem ausgelassenen Treiben der Gesellschaft teilzunehmen, ohne daß er verpflichtet

[197]) cf. p. 67 dieser Arbeit.
[198]) cf. das Porträt Heinrichs p. 67 dieser Arbeit.
[199]) Quicherat a. a. O. p. 421.

war, sich einmal zu demaskieren. Man nannte dieses Gebahren „porter un momon“[200]). Selbst der König war ein Freund der Masken. Während des Karnevals im Jahre 1585 lief er in venetianischen Beinkleidern durch die Straßen von Paris und schlug sogar die Passanten oder riß Frauen die Hüte vom Kopf. Im ganzen genommen trug die Kleidung zur Zeit Heinrichs III. einen rein femininen Charakter. Quicherat sagt mit Recht von dieser Zeit: „la mode fut simplement insupportable“[201]).

Eine überaus gute Kenntnis von der Kleidung, wie sie während der Jugendzeit Ludwigs XIII. getragen wurde, liefert uns das satirische Zwiegespräch zwischen Foeneste und Enay in dem Roman „Aventures du Baron de Foeneste“. D'Aubigné macht sich hier über den Zeitgeschmack lustig, wenn er Foeneste die Mittel und Wege aufzählen läßt, die erforderlich sind, um am Hofe zu „scheinen“, und dazu gehört in erster Linie die Mode. Das Bild, das er von den Höflingen entwirft, ist schon reine Karikatur. Auf die Frage Enay's, wie man es fertig bringe, am Hofe zu gelten, antwortet Foeneste: „Premierement faut estre vien bestu à la mode de trois ou quatre Messurs qui ont l'autorité: il faut un perpunt de quatre ou cinq tafetas l'un sur l'autre, des chausses comme celles que bous boyez, dans lesquelles, tant frise qu'escarlatte, je bous puis assurer de huict haulnes d'estoffe pour le mens“[202]). Das Wams („perpunt“), von dem Foeneste zuerst spricht, ist der „pourpoint à la Henri IV, garni d'épaulettes et d'ailerons“[203]). Hatte es auf der ganzen Oberfläche kleine Schlitze, so nannte man dieses „grande chiquetade“, war es nur auf den Aermeln oder auf der Brust gerippt, so hieß es „petite chiquetade“[204]). Die Kragen, bisher vielfach umgestülpt, erhielten jetzt eine andere Form: man hatte um 1600 weite steife Kragen mit kleinen Zäckchen, die sogenannten „rotondes“[205]); diesen ähnlich war die Form der „fraises à confusion“[206]), benannt nach den gerippten, ungleichen Falten. Der eigentliche Mantel, der wahrscheinlich länger war und im Winter getragen wurde, war die „cape“ oder auch der „manteau“[207]). Er war nicht mehr

[200]) ibid. p. 426.
[201]) ibid. p. 437.
[202]) O. C. II, 387.
[203]) Quicherat a. a. O. p. 455.
[204]) ibid. p. 455.
[205]) O. C. II, 389.
[206]) O. C. II, 389.
[207]) Quicherat a. a. O. p. 455.

so reichlich gefüttert wie in früherer Zeit und an den Rändern mit Spitzenkrausen versehen. Man trug ihn vielfach nur über die Schulter gehängt. Die Form des „pourpoint" war zur Zeit Ludwigs XIII. überhaupt sehr mannigfaltig. Quicherat zitiert eine Aufzählung der verschiedenen Arten nach Garon[208]): „Pourpoints ouverts devant, derrière, aux costez, sur les espaules, sur les manches, balafrez à la suisse, avec boutons, sans boutons, garnis de freluches à queue (petites houppes de soie plantées sur les passements), descoupez, non descoupez, passementez autant pleins que vuides, sans passement, avec le double arrière-point, avec passement et passe-poil ou avec le simple passe-poil; avec les tasselles (ce qu'on a appelé depuis brandebourgs) longues ou moyennes avec les haults de manches ou sans haults de manches, la picadille (petits festons de bordure) ou sans picadille". Die „grands capuchons"[209]), von denen d'Aubigné spricht, waren Mäntel, die zu Pferde getragen wurden. Sie gehörten zu der Kategorie der Regenmäntel, deren man sich bei schlechtem Wetter bediente. Die von Enay genannte Bezeichnung „lodier", über die Foeneste ganz verwundert ist, bezieht sich auf die Hosen („chausses"). Das Wort ist noch heute gebräuchlich in einigen Provinzen zur Bezeichnung einer Bettdecke und bedeutete ursprünglich „une couverture de laine piquée entre deux pièces d'un autre tissu"[210]). D'Aubigné spottet über die weiten Hosen und vergleicht sie wegen ihres weiten Umfangs mit Bettdecken. Hören wir weitere Einzelheiten über die Kleidung in dem Zwiegespräch zwischen Foeneste und Enay: F . . . .; puch aprés il bous faut des souliers à cricq ou à pont levedis, si bous boulez, escoulez jusques à la semelle. — E. Et en hiver? — F. Sçachez que dux ans abant la mort du feu Roy, il luy eschappa de loüer S. Michel de ses diligences, et d'estre tousjours votté: des lors les Courtisans prindrent la feçon de une vottes, la chair en dehors, le talon fort haussé, abec certes pantoufles fort haussees encores, le surpied de l'esperon fort large, et les soulettes qui enbeloppent le dessous de la pantoufle. Ces vottes ainsi tirees tout du long bous espargnent toutes sortes de vas de soye; si bous allez à pied par la bille, on conjetture que le chebal n'est pas loin de bous: mais il faut que l'esperon soit

[208]) Quicherat a. a. O. p. 456.
[209]) O. C. II, 388.
[210]) Quicherat a. a. O. p. 458.

douré. Bous boyez tous ces honestes gens d'entre les Huguenots qui bont à pied et en cet equipage à Charenton. Je sai un de mes camerades et un parent mien qui ont fait le boyage du pays en cet estat, et quant ils trouboient quelques Seignurs, ils se joüoient d'une gaule, faisoient semvlant de se pourmener au long de leurs heritages: cela est espargnant. Toutefois, Ponpignan inbenta des descoupures sur le pied de la votte, pour faire parestre un vas de soie incarnadin, et ceux qui n'ont de vas de soie prenent de la decoupure abec le ruven de couleur. Ces vottes bous font chebaucher long. Et puis les ladrines de l'inbention de Lamvert, et puis les grands capuchons qui prennent le dessus le chapeau à la Portugaise, jusqu'au dessous des essailes, tout cela fait parestre le cabalier, sie vien qu'un gros de cabalerie ensi equipé monteroit un tiers dabantage. Or ces vottes et ces esperons ne se quittent ni en carosse, ni en vatteau: et quand un galand homme n'est poent votté, faut aboir recours à la vonne fortune pour aller en carosse, principalement en Hyver, de peur d'enfanyer ses roses. — E. Vous avez des roses en Hyver? — F. Oy vien, nos autres, oy: sur les dux pieds, trainantes à terre, aux dux jarrets, pendentes à mijamves, au vusc du perpunt, une au pendant de l'espeio, une sur l'estomach, au droit des vrasarts et aux coudes. — E. Et quels fruits de tant de fleurs? — F. C'est pour parestre. Il y a aprés la diversité des rontondes, à douvle rang de dantele, ou vien fraises à confusion. — E. N'avez-vous point de dispute avec les Dames? — F. Boila de bostres prepaux, à bous autres qui benez quauque biages en Cour abec le cul plat et le coulet ravatu, comme les Surs de la Nouë et d'Auvigné; ce n'est pas pour y parestre, et je m'estonne comment l'Husier oubre pour telles gens la porte du cavinet: et puch il y a tant de velles feçons de pennaches. E. Accordez-vous bien ces pennaches avec les perruques? — F. Oy da: si bous eussiez bu Monsur, l'autre yor, quand il fit son entree debant la Rouchelle, bous ne demanderiez pas cela, ou vien si bous abiez bu Monsur de Sulli commander à un bailet à l'Arcenal avec le calotte, qui est vien pis que la perruque, un vrassard de pierrerie à la men gauche, et un gros vaton à la men drette, bous diriez vien que c'est pour parestre"[211]).

Nach der Beschreibung, die d'Aubigné gibt, trug man zu den Schuhen eine Art Ueberschuhe „pantoufles" genannt,

[211]) O. C. II, 388—389.

die mit Strippen, die „soulettes“ hießen, an den Schuhen befestigt waren. Durch ein breites Stück — „surpied“ — wurden diese Strippen verdeckt. Um die Form schöner Waden erkennen zu lassen, mußten die weichen Schäfte, die nach oben noch über das Knie reichten, so eng wie möglich anliegen; zu Pferde scheint man eine besondere Art Stiefel, die „ladrines“ getragen zu haben, deren Strippen man an die Hosen oder sogar an den Gürtel anknotete[212]). Wer keine hohen Stiefel trug, mußte, wenn er ein „honnête homme“ sein wollte, seidene Strümpfe tragen. Ueberhaupt war die Seide zur Zeit Heinrichs IV. ein großer Modeartikel in Frankreich. Dank der wirtschaftlichen Reformen dieses Königs entstanden große Fabriken; vor allem berühmt wurde die Seidenherstellung der Stadt Lyon, die bereits mit italienischen Seidenstädten konkurrierte. — Im Winter trug man keine Gamaschen, weil diese verpönt waren, sondern man zog sich, um an den Beinen nicht zu frieren, mehrere Paare Seidenstrümpfe an. — Es gab keine zwei Arten von Schuhen „souliers à cric“ und „souliers à pont“, wie Foeneste sagt. Quicherat behauptet, daß beide Namen dieselbe Bezeichnung für eine gewisse Art Schuhe waren. Im ersten Falle haben sie ihren Namen von dem Geräusch „cric-crac“, das sie verursachten, wenn man ging. Die Schnallen dieser Schuhe wurden mit Seidenrosen geziert, wie die aus Seidenbändern hergestellte Blume an manchen Kleidungsstücken sehr oft getragen wurde, so z. B. mit Vorliebe am äußeren Bein an der Stelle über dem Knie, wo die Hosen geschürzt wurden.

Zur Zeit Ludwigs XIII. war man wieder zurückgekehrt zu der Mode der langen Haare; um aber einen üppigen Haarwuchs vorzutäuschen, bediente man sich, wie schon früher, der Perücken[213]). Es war ein Luxus, der insofern einige Schwierigkeiten bereitete, als die neuaufgekommene Form der „rotonde“ dem Tragen der Perücken hinderlich war; man ließ daher das lange, falsche Haar in Löckchen, „moustaches“ genannt, an den Seiten herabfallen. Die „gens de robe“ trugen ein Perücke ganz anderer Art, wie sie im 15. Jahrhundert von den Modenarren nach dem Muster der Italiener getragen wurde[214]). Der große Staatsmann Sully, ein eigenartiger und prunkliebender

[212]) cf. Quicherat a. a. O. p. 459.
[213]) cf. Baron de Foeneste, O. C. II, 564 ff.
[214]) Quicherat a. a. O. p. 461.

Mensch, trug die Perücken dieser Art zu Kleidern, die nie der Modetendenz entsprachen, sondern vielleicht in seiner Jugendzeit getragen wurden. Zwanzig bis dreißig Jahre nachdem man keine glänzenden Halsketten und Armringe mehr trug, schmückte er sich noch auffällig damit und spazierte des öfteren stolz über den Königsplatz, unbekümmert um die Leute, die sich ansammelten, um ihn zu sehen[215]). Der reiche Kopfputz, der sowohl für die Herrenmode als auch für die der Frauen äußerst charakteristisch war, begünstigte die Herstellung von Schönheitsmitteln, die damals vielleicht noch mehr als heute angewandt wurden, um der Natur durch künstliche Mittel nachzuhelfen. Die Perücken, vielfach aus Stoff oder aus Hanf[216]) hergestellt, fanden eine große Pflege. Parfüms und Puder aller Art wurden zur Herstellung einer schönen Frisur benötigt. Wie schon zur Zeit Heinrichs III. spielten auch Masken und vor allem die Schminke im Anfang des 17. Jahrhunderts unter der vornehmen Welt eine bedeutende Rolle. De Maulde La Clavière[217]) sagt nicht mit Unrecht: „Les Français ne guérirent plus de cette fièvre". — Einmal finden wir bei d'Aubigné die Erwähnung von langen Fingernägeln, die während des ganzen 17. Jahrhunderts große Mode waren[218]).

Die schon erwähnte Farbenfreudigkeit zeigte sich vor allem in der Frauenkleidung. Der obengenannte de Maulde La Clavière sagt von der Vorliebe der Frauen für Farben: „Pour elles, chaque couleur parle de l'âme et parle à l'âme: c'est la concarde de la patrie intime ou, pour mieux dire, un signal de chemin de fer . . ."[219]) Der charakteristische Geschmack jener Epoche, die bis ins 17. Jahrhundert hineinreichte, war die Buntscheckigkeit. Noch zur Zeit Ludwigs XIV. erinnerten sich alte Leute gern „des temps où l'on s'habillait en couleur". Wir spüren bei unserem Dichter deutlich den Einfluß Rabelais'[220]), wenn er sich über die mannigfachen Farben lustig macht, und können seine Satire an dieser Stelle als burlesk bezeichnen.

---

[215]) ibid. p 461.
[216]) Quicherat a. a. O p. 440.
[217]) De Maulde La Clavière, Les femmes de la Renaissance, p. 303.
[218]) O. C. II, 495. — Réaume, der Herausgeber der Werke d'Aubigné's führt z. B. eine Stelle aus dem „Misanthrope" (II, 1) an: „Est-ce par l'ongle long qu'il porte au petit doigt, etc." (O. C. V, 318)
[219]) De Maulde La Clavière a. a. O. p. 302.
[220]) D'Aubigné scheint Rabelais geschätzt zu haben, er nennt ihn einmal einen „auteur excellent" (O. C. II, 499).

Wir nennen hier die Reihe der Namen, die uns d'Aubigné zur Bezeichnung der verschiedenen Farben aufgezählt hat. Sie gewähren uns einen tiefen Einblick in die geradezu grotesken Modetendenzen zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Da Foeneste auch an dieser Stelle in seinem verworrenen gaskogner Dialekt spricht, zitieren wir, um dem Leser das Verständnis für die verschiedenen Ausdrücke zu erleichtern, nach einer neufranzösischen Wiedergabe von Quicherat in seiner bereits mehrfach genannten „Histoire du costume en France" (p. 433): „Vin, turquoise, orangé, feuille morte, isabelle, zizolin, couleur du Roi, minime, triste-amie, ventre de biche ou de nonnain, amarante, nacarade, pensée, fleur de seigle, gris de lin, gris d'été, orangé, céladon, astrée, face grattée, couleur de rat, fleur de pêcher, fleur mourante, vert naissant, vert gai, vert brun, vert de mer, vert de pré, vert-de-gris, merdoie, jaune paille, jaune doré, couleur de Judas, d'aurore de serin, écarlate, rouge sang de boeuf, couleur d'eau, couleur d'ormus, argentin, singe mourant, couleur d'ardoise, gris de ramier, gris perle, bleu mourant, bleu de la fève, gris argenté, couleur de sel à dos, de veuve réjouie, de temps perdu, flammette de soufre, de la faveur, couleur de pain bis, de constipé, singe envenimé, ris de guenon, trépassé revenu, Espagnol malade, Espagnol mourant, couleur de péché mortel, couleur de cristallin, couleur de boeuf enfumé, de jambon commun, de souci, de désirs amoureux, de râcleur de cheminée".

Diese beklagten und bis ins Lächerliche übertriebenen Auswüchse wurden durch die damalige Zeit der Galanterie ungemein begünstigt. Wir hatten schon des öfteren Gelegenheit, auf die verworrenen Verhältnisse hinzuweisen, die zu jener Zeit bei den besseren Gesellschaftsschichten herrschten. Hinzu kam ein Luxus in der Lebenshaltung und namentlich in der Kleidung, der durch die traurigen Zeitverhältnisse zum Teil garnicht gerechtfertigt war und zu dem Elend der großen Masse des Volkes in schreiendem Gegensatz stand. Das widernatürliche Streben, nach außen hin aufzufallen und zu glänzen, die Vielheit und Mannigfaltigkeit in der Kleidung und die verschiedensten Arten der Kosmetik erregten schon damals den Haß eines jeden vernünftig denkenden Franzosen. D'Aubigné spricht mit Recht von einer „décadence"[221]). Die Verschwendungssucht mancher Herrscher und die damit verbundene Entartung der

[221]) O. C. II, 8.

Sitten machten die Mode dementsprechend extrem und geschmacklos. Wenn Fuchs sagt: „Die Mode ist ein erotisches Problem, und zwar deshalb, weil der Zweck der dekorativen Ausgestaltung der Kleidung ausschließlich der Pointierung der erotischen Reizwirkung des Körpers dient“[222]), so trifft dieses vielleicht in besonderem Maße für jene Zeit zu, die, wenn sie auch in mancher Hinsicht bedeutungsvoll gewesen sein mag, doch auf diesem Gebiete bereits die Keime des Verfalls in sich trug.

b) Duellwesen.

Eine große Rolle sielte zu Lebzeiten d'Aubigné's die Unsitte des Duells in Frankreich, und zwar vornehmlich nach den großen Religionswirren, also zur Zeit Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. Durch die langen Kriege mit ihrem Blutvergießen waren die Gemüter verwildert, die Menschen an Gewalttätigkeiten gewöhnt. Man fand auch noch in Zeiten des Friedens Freude daran, sein Leben aufs Spiel zu setzen und in wildem Streit die Waffen zu kreuzen. Galante Abenteuer oder Ehrenhändel wurden die einzige Beschäftigung der vornehmen Jugend in dieser Zeit, wo der Krieg sie nicht mehr in Anspruch nahm. Es verging kaum ein Tag, an dem nicht mehrere Waffengänge, zumeist mit tödlichem Ausgang, stattgefunden hätten. Man konnte es sogar erleben, daß selbst die Sekundanten zu den Waffen griffen, um nicht unfähig dem Kampfe zusehen zu müssen. Seit der Thronbesteigung Heinrichs (1589) sollen bis zum Jahre 1607 viertausend Edelleute im Duell gefallen sein; ungeheuer mag die Anzahl der Zweikämpfe gewesen sein, die nur mit Verwundungen geendet hatten. Heinrich IV. hatte des öfteren versucht, sie bei Todesstrafe zu verbieten und diese Unsitte, die schon zur Krankheit geworden war, auszurotten. Doch alle Maßnahmen brachten nicht den erwarteten Erfolg. Die Duellwut erwachte stets wieder von neuem, und noch Richelieu und später Ludwig XIV. hatten gegen sie zu kämpfen. Vom frevelhaft herbeigeführten Duell bis zum überdachten Mordanfall war in der Tat nur ein kleiner Schritt. Meuchelmorde aller Art waren an der Tagesordnung. Die Geschichte bietet uns beredte Dokumente für die Zustände in Frankreich auf diesem Gebiete. In den Bürgerkriegen fielen fast alle Führer durch

[222]) Fuchs a. a. O. Bd. I, 166.

Mord: Condé, Coligny, der Herzog von Guise, selbst König Heinrich III. und schließlich auch noch Heinrich IV.

Wenn der Dichter in seinem Kampfgedicht „Les Tragiques" die Mißstände am Hofe beklagt, dann entgeht auch die Unsitte des Duells nicht seiner Satire. Es ist interessant festzustellen, wie sich der Begriff der Ehre in jener Zeit gestaltete. Die lächerlichsten Vorwände genügten, um einen Gegner zum Zweikampf herauszufordern:

„La voicy pour ce temps: bien prendre une querelle
Pour un oyseau, ou chien, ou garce, ou maquerelle, . ."
O. C. IV, 62.

Und das alles größtenteils zum Vergnügen der Diener, die Wert darauf legen zu wissen, ob ihre Herren auch tapfer sind[223]). Die Ehre geht den Fürsten über alles, sie muß oft teuer erkauft werden. Nach dem Grundsatz „quiconque porte espee l'espere voir au sang d'un grand Prince trempee"[224]) wird gehandelt und nicht einmal Kranke, Kinder und Greise sind von diesem Gesetz ausgeschlossen,

„De cette loy sacree ores ne sont exclus
Le malade, l'enfant, le vieillard, le perclus; . . . "
O. C. IV, 63.

Daß man in solchen Zeiten der zunehmenden Verrohung von einem Ehrenhandel in des Wortes wahrster Bedeutung nicht sprechen kann, geht deutlich aus folgenden Worten unseres Autors hervor:

„On y fend sa chemise, on y montre sa peau;
Despouillé en coquin, on y meurt en bourreau:
Car les perfections de duel sont de faire
Un appel sans raison, un meurtre sans colere
Au jugement d'autruy, au rapport d'un menteur:
Somme sans estre juge on est l'executeur."
O. C. IV, 63.

Der Zweikampf findet sich nicht nur unter den Kreisen des Adels, sondern er ist allgemein verbreitet. Beamte verlassen sogar ihre Stellung und sind zum Teil ganz der Unsitte des Duells ergeben:

„J'ay veu les Thresoriers du düel se coeffer,
Quitter l'argent et l'or pour manier le fer;"
O. C. IV, 64.

[223]) O. C. IV, 62.
[224]) O. C. IV, 63.

Selbst die Rechtsgelehrten suchen bisweilen die Entscheidung eines Prozesses auf dem Kampfplatz[225]). Man sieht sogar Frauen, die in Wut geraten und sich gegenseitig fordern. Mit dem Degen in der Hand stehen diese „hommaces“ oder „demons desguisez“ auf dem „pre“[226]) zum Kampf gerüstet[227]). Mit dem ernsten Empfinden des Bedauerns wendet sich der Dichter gegen die Auswüchse des Duellwesens zu seiner Zeit; denn, sagt er:

„Celuy qui meurt pour soy et en mourant machine
De tüer son tüeur void sa double ruine,
Il void sa place preste aux abysmes ouverts;
Satan grinçant les dents le convie aux Enfers.“

O. C. IV, 64.

Im „Baron de Foeneste“, d'Aubigné's Roman aus der Zeit Ludwigs XIII., hören wir des öfteren etwas über Duelle. In einem besonderen Kapitel[228]) wird hier erklärt, was man am Hofe unter „Raffinés“ versteht. Das sind die berühmtesten Duellanten, Leute, die sich wegen eines Augenzwinkerns (pour un clin d'uil), eines zu leicht erwiderten Grußes schlagen, die sich tödlich beleidigt glauben, wenn man im Vorbeigehen ihren Mantel berührt oder neben ihnen ausspeit. Ein solcher „Raffiné“ verlangt den Zweikampf, auch wenn er erkannt hat, daß man ihn nicht hat beleidigen wollen. Foeneste erzählt von zwei Edelleuten, die sich begegnet seien, wobei der eine den anderen gefordert habe. Auf dem Kampfplatz angekommen, habe der Beleidiger gefragt: Sind Sie nicht der und der aus der Auvergne? Auf keinen Fall, habe der andere geantwortet, ich bin der und der aus der Dauphiné. Aber da sie nun einmal auf dem „pré“ gewesen seien, so habe es ihre Ehre erfordert zu kämpfen, und sie hätten sich gegenseitig getötet. „Et cela s'appelle r'affiné d'aunur“, sagt Foeneste zu Enay und betont, daß man so handeln muß, wenn man „scheinen“ will. Daß der Kampf in der Regel mit dem Tode geendet hat, geht schon aus den Worten Enay's an Foeneste hervor, der ihm sagt, daß für kei-

[225]) O. C. IV, 64.

[226]) Le Pré nannte man im 16. Jahrhundert den Ort, auf dem das Duell stattfand. Es waren zumeist ungefähr ein Meter hohe Gerüste, die auf größeren Plätzen errichtet wurden. Das Volk nahm immer regen Anteil an den Kämpfen.

[227]) O. C. IV, 64 -

[228]) Baron de Foeneste, Buch I, Kap. IX.

nen eine Ehre übrig bleibe, wenn sie sterben, worauf der prahlerische Foeneste natürlich antwortet: „mais leur renommee est immortelle, c'est un veau mout“[229]). Dieser behauptet weiter, daß alle Männer, die hohe Aemter in Frankreich bekleiden, ihre Stellung dem Duell verdanken und daß es keinen Marschall gebe, „qui n'ut estai sur lou prai bint ou trente fois“[230]). Enay dagegen zeigt sich als Gegner der Duellsucht, wenn er zu Foeneste sagt; „Vous voudriez que tout le monde s'y fust gouverné comme vous; tous ne peuvent pas en eschapper à si bon marché: mais si aller sur le pré est un crime, pour lequel, par l'ordonnance de ce brave Roi Henri le Grand, on estoit pendu par les pieds par les mains du bourreau, il n'est pas raisonnable que les honneurs les plus relevez soient les salaires des crimes les plus abjects“[231]).

Unser Dichter ist keineswegs ein Gegner des Duells, sondern er verurteilt nur die Auswüchse mit ihren verheerenden Folgen für den Bestand des Volkes. Es gibt in seinen Augen Fälle, wo der Zweikampf sehr angebracht ist. Hören wir, was Enay zu dem Baron sagt, nachdem dieser ihn gefragt hat, ob er das Duell ganz verwerfe: „Nullement; il y en a qui sont trés justes, assavoir quand le Roy les concede, ou pour crime de leze Majesté trop caché, ou pour accusation de trahison, ou pour supporter l'orfelin contre le meurtrier injuste du pere, ou pour maintenir l'honneur d'une femme de bien oppressee: encores, le combat de deux Chefs entre leurs deux armees, pour espargner le sang d'une multitude: je mets à ce rang les duels qui se font pour la gloire du parti: il est vrai qu'il n'y en a qu'un des deux qui soit juste“[232]). In diesen Fällen hält er den Zweikampf für angebracht, aber für launenhafte Ehrenhändel ohne besonderen Anlaß zeigt er kein Verständnis und wünscht, daß man sie gerecht bestrafe, indem man den Duellanten den Adelstitel nehme oder sogar die Pensionen streiche[233]).

---

[229]) O. C. II, 410.
[230]) O. C. II, 410.
[231]) O. C. II, 410.
[232]) O. C. II, 411.
[233]) O. C. II, 412.

c) Folklorismus[234]).

So entschieden und man möchte sagen rationalistisch uns d'Aubigné in manchen Schriften entgegentritt, so können wir uns eines Eindrucks nicht erwehren, der ihn ganz zum Kind seiner Zeit stempelt: es ist sein Glaube an magische Künste und übernatürliche Wesen. Réaume sagt darüber: „Il croit aux miracles, aux prodiges, aux apparitions, aux pressentiments, au surnaturel, en un mot, et discute sérieusement des faicts de sorcellerie et des pratiques diaboliques“[235]). Schon im sechsten Lebensjahre — so erzählt er uns in seinen Memoiren — war ihm eine weiße Frau erschienen, die, nachdem sie ihm einen eiskalten Kuß gegeben hatte, verschwand. Derartige Wahnvorstellungen haben ihn das ganze Leben beschäftigt. Wir wollen weiter nicht vergessen, daß der Dichter in seiner Jugend in Lyon Astrologie studiert und sich viel mit magischen Künsten beschäftigt hatte.

Von jeher hatte die Magie im Kulturleben der Völker eine Rolle gespielt, aber sie fand in Frankreich kaum eine so weite Verbreitung wie zur Zeit Katharinas von Medici, worauf wir bereits hinwiesen. Man träumte von den verborgenen Kräften der Kräuter, Steine und Metalle; Formeln und Ceremonien sollten die Seelen der Abgeschiedenen und selbst die dämonischen Mächte zum Erscheinen zwingen, oder man leitete die Macht der Zauberer aus einem Bündnis mit dem Satan ab. D'Aubigné glaubt an böse Vorzeichen meteorologischer Erscheinungen[236]). Einige Briefe an den Leibarzt des Königs[237]), Rivière, bieten uns Gelegenheit, in die Gedankenwelt unseres Dichters einzudringen. Er billigt die abergläubischen Wahngebilde dieses Arztes, der an Besessene glaubte und besondere

[234]) Das Wort „Folk-Lore“ (auch Folklore) kann nicht ohne weiteres, wie es vielfach geschieht, mit der Bezeichnung „Volkskunde“ wiedergegeben werden. Es ist zwischen diesen beiden Begriffen ein Unterschied zu beachten. Während wir unter „Volkskunde“ die Erfassung des gesamten Volkslebens verstehen, bezeichnet der Franzose mit „Folklore“ nur den geistigen Teil unserer Volkskunde, also nur das Gebiet des Volksglaubens, der Volkssitte und Volksdichtung. — Wir haben unseren Ausführungen in diesem Kapitel das maßgebende Werk eines der größten Vertreter der Folkloristik in Frankreich zugrunde gelegt: P. Sébillot, Le Folklore de France, 4 Bde. Paris 1904—1907.

[235]) O. C. V, 117.

[236]) cf. das Sonett „Sur le commette qui parut“ (O. C. IV, 340; ferner die Einführung der Herausgeber (O. C. I, XII).

[237]) O. C. I, 422 ff.

Heilmittel ersann, um sie von den Dämonen zu befreien; er behauptet ferner, daß viele Geistliche Diener des Geistes der Finsternis seien und direkt mit dem Teufel in Verbindung stehen. Er beklagt sich, daß die Aerzte nach Heilmitteln suchen, weil das Leiden eine Strafe sei, mit der Gott die Sünder heimsuchen wolle, weshalb es nicht gestattet sei, sich seinem Willen zu widersetzen. Im ersten Briefe ist von einem Dorfmädchen die Rede, das vom Teufel besessen ist und mit offenem Munde, ohne Zunge und Lippen zu gebrauchen, in allen Sprachen reden kann[238]). An einer anderen Stelle spricht der Dichter von Hexen, deren Geschichte in der Folklore im besonderen, aber auch im kulturellen Leben des Volkes ein düsteres Kapitel darstellt. Sie waren sehr gehaßt und gefürchtet; denn man glaubte an ihre große Macht. Ihre Hauptfähigkeit war das Wahrsagen; auch konnten sie Menschen und Tiere verwandeln, das Wetter machen, die Feldfrüchte zerstören usw. Man glaubte nicht, daß sie aus eigener Machtvollkommenheit dazu imstande waren, sondern man war im Gegenteil überzeugt, daß sie einen Bund mit dem Teufel geschlossen hätten, mit dem sie auch in geschlechtlichem Verkehr stehen sollten. Besonders aus dem letzten Grunde wurden die Hexen Jahrhunderte lang auf das heftigste von der Kirche verfolgt, mit der Absicht, sie auszurotten, und so erlitten Tausende von Männern, Frauen und sogar Kindern den grausamen Feuertod nur deshalb, weil sie aus irgendeinem, manchmal politischem, oft auch nur äußerlichem Grunde für Hexen angesehen wurden. D'Aubigné ist der Ansicht, daß die Hexen schwer bestraft werden müßten, „non pour leur fantasie, mais pour leurs actions effectuelles qui ne paraissent que trop“[239]). — Weiter ist in einem Brief von Zauberern die Rede, die am Hofe der Königin ihre Geschäfte machen. Die Töchter Katharinas bedeckten ihr Gesicht mit einer Maske, wenn sie mit Zauberern sprachen, aus Furcht, daß diese sonst ihre Gedanken lesen könnten[240]). Dieser kindische Glaube an magische Künste belastete nicht nur den Verstand, sondern hatte naturgemäß auch ernste Folgen. — D'Aubigné bestätigt den weitverbreiteten Volksglauben seiner Zeit an Werwölfe[241]).

[238]) O. C. I, 423. cf. auch II, 273.

[239]) O. C. I, 431.

[240]) O. C. I, 431.

[241]) O. C. I, 429. — cf. Sébillot a. a. O. I, 284—285; II, 205, 206, 373, 437; III, 54—56; IV, 210, 240, 304.

Auffallend häufig trat gerade in Frankreich die Lykanthropie als eine Art der Hexerei auf. Ueberall erzählte man sich mit großer Angst von Zauberern, die vom Teufel die Gabe erhalten hätten, sich in Wölfinnen und Wölfe verwandeln zu können, und als solche mit dem Teufel oder auch mit wirklichen Wölfen Unzucht trieben und Menschen und Tiere angriffen und zerrissen. Im Jahre 1573 sollen die Bauern aus der Franche Comté durch Parlamentsbeschluß sogar ermächtigt gewesen sein, auf Werwölfe Jagd zu machen[242]). — Ein gefürchtetes Tier war im Volksglauben die Schlange, das Symbol der Häßlichkeit. D'Aubigné kennt nicht weniger als fünf Bezeichnungen dafür: couleuvre, vipere, dipsade, aspie, serpent. Vor allem in den ländlichen Gegenden, die ja die eigentlichen Träger der Folklore sind, findet man reichlich „volkskundliches" Material über den Glauben an einen Einfluß von Schlangen und anderen Reptilien auf das Schicksal des Menschen[243]). In den meisten Fällen war die Begegnung einer Schlange das Zeichen eines bevorstehenden Unglücks. Daher fanden sich bald Zaubersprüche und Gebetsformeln, durch die das Unglück abgewehrt werden sollte. Der dem Leser bereits bekannte Foeneste kennt mehrere solcher Sprüche, die, wie er sagt, zumeist den Psalmen entlehnt sind[244]): „ je me contenterai d'un exemple: à prendre les serpens bou abez: Et conculcavis leonem et draconem"[245]). — Wie die Säugetiere, Vögel und Insekten, so verrichten auch die Fische wundertätige Dinge. Für unsere Untersuchung sind aus der Kategorie der Fische[246]) die Muscheln von Bedeutung, die in manchen Legenden und Erzählungen jener Zeit bekannt waren. Bei einer Belagerung von Rochelle (1572) dienten sie den Bewohnern der Stadt als Nahrung, und man betrachtete ihren Ueberfluß als ein Wunder:

„Que voy-je? L'Ocean à la face inconnuë,
Qui en contrefaisant la nourriciere nuë,
D'où le desert blanchit par les celestes dons
Veut blanchir le rivage abrié de sourdons.
Dictes, Physiciens, qui faictes Dieu nature,

[242]) Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse. 2 Bde. Stuttgart 1880, Bd. I, 524.
[243]) cf. Sébillot Bd. III, p. 155.
[244]) O. C. II, 426.
[245]) cf. Sébillot Bd. III, 277/278.
[246]) ibid. p. 339 ff.

Comment la mer, n'aiant mis cette nourriture
Dans ce havre jamais, trouva ce nouveau pain
Au poinct que dans le siège entroit la pasle faim?
Et pourquoy cette manne et pasture nouvelle,
Quand la faim s'en alla, s'enfuit avec elle?"

O. C. IV, 230.

Ueberall bekannt war auf dem Lande die Herstellung von Kinderspielzeug aus Baumzweigen, Blättern und Früchten. Besonders die Schäfer vertrieben damit ihre Mußestunden. D'Aubigné erwähnt in den „Tragiques" ein damals sehr beliebtes Spielzeug, das aus Nüssen angefertigt wurde: „un moulinet de noix"[247]). Sébillot beschreibt es folgendermaßen: „Un jouet très populaire consiste à introduire dans une noix ou une noisette percée de deux trous verticaux une tige ayant au bout postérieur un marron ou une pomme qui forme contrepoids; si on tire sure une ficelle enroulée autour et dont l'extrémité passe par un trou horizontal de la coque, on fait tourner cette tige qui se termine parfois par des ailes en bois"[248]). — Weit verbreitet war der Glaube an die Kraft von Heilquellen. Bei d'Aubigné findet im „Baron de Foeneste" eine Blindenheilung durch Quellen Erwähnung: „quatre gueux ayans contrefaict les aveugles, allerent prescher leur guerison par une source nouvellement trouvee à Saincte Lurine prés Archiac. Le miracle print si bien feu, que des paroisses de six lieuës environ, on y porta en deux mois prés de deux milles charretees de pierres"[249]). — Ebenso besitzen auch Pflanzen große Heilkräfte. Der Glaube an eine wundertätige Wirkung von gewissen Bäumen ist nach Sébillots Ansicht schon alt[250]). Im 16. Jahrhundert findet er sich im „Baron de Foeneste". D'Aubigné spricht von „dux merciers qui mirent Nostre-Dame de la Mer Rouge en la Brenne, dans un nid de pie, et firent manger et emporter au peuple par devotion un gros chesne jusques à la racine"[251]).

[247]) O. C. IV, 130.
[248]) Sébillot a. a. O. III, 409.
[249]) O. C. II, 440.
[250]) Sébillot a. a. O. III, 420.
[251]) O. C. II. 441.

Schlußbetrachtung

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchung in kurzen Worten zusammen. Wir haben in d'Aubigné einen Mann kennengelernt, der in der Gesinnungslosigkeit seiner Zeit als das leuchtende Beispiel eines kühnen, aufrichtigen Protestanten fanatisch für seine Ideen und seine Religion kämpft, der mit rücksichtsloser Strenge und beißendem Spott die Gebrechen seiner Zeit geißelt und sich nicht scheut, die Fehler hoher Persönlichkeiten mit allem Freimut zu brandmarken. Daß der Dichter wenig objektiv in seinen Satiren verfahren ist, seine Invektiven vielmehr der Ausfluß seines persönlichen Hasses sind, haben wir in unserer Arbeit mehrfach zu beweisen versucht. Postansque sagt nicht mit Unrecht: „Les pamphlets de d'Aubigné sont des oeuvres remarquables sans doute par la verve, l'esprit, l'ironie; mais ce sont des protestations individuelles“ [252]).

Durch die verschiedenen Arten seiner Satire nimmt er unter den zeitgenössischen Dichtern eine gewisse Sonderstellung ein. Sehr häufig bedient er sich

1. der direkten Satire.

a) Er wendet sich unmittelbar an einzelne Personen oder Stände und hält ihnen mit scharfen Worten ihre Fehler vor Augen. Diese Art der Satire findet sich bei ihm sehr oft, so in seiner Kritik gegen den Papst, gegen die Fürsten, gegen historische Persönlichkeiten und auch in der „Confession du sieur de Sancy.“

b) Er deckt die Fehler und Mißbräuche der ihn umgebenden Gesellschaft durch einfache Schilderung der Zustände, so wie sie ihm bald hier, bald dort entgegentreten, auf. So schildert er das lasterhafte Leben am Hofe des letzten Valois oder entwirft ein satirisches Bild der Umgebung Ludwigs XIII.

Von großer Wirkung ist

2. die indirekte Satire. Sie enthält versteckte Vorwürfe, die der Dichter in verschiedene Formen kleidet. Als Kunstmittel bedient er sich:

a) des Dialogs. In Form eines Zwiegesprächs werden die Schwächen des Menschen oder die Zeitzustände dargestellt.

[252]) Postansque a. a. O. p. 165.

Wir finden sie in der „Confession du sieur de Sancy", in der er die Katholiken verächtlich macht, und am prägnantesten im Roman „Baron de Foeneste". Der hier angewandte Kunstgriff des Dialogs läßt vor den Augen des Lesers zwei verschiedene Welten erstehen, die durch ihre Gegensätzlichkeit klar die satirische Tendenz hervortreten lassen.

b) der allegorischen Satire. Hier treten die Laster als Personen auf; sie fühlen, denken, reden, handeln. So vor allem in den „Tragiques" bei der Darstellung des Parlamentes.

Neben diesen genannten Arten bedient sich unser Dichter noch der Form der ironischen und grotesken Satire. Als ironischer Spötter begegnet er uns in manchen Teilen seines Romans „Baron de Foeneste", vor allem dann, wenn es sich um religiöse Fragen handelt. Grotesk ist seine Satire bei der oft karikierenden Darstellung des Hofes zur Zeit Ludwigs XIII.

Im ganzen gesehen können wir sagen, daß d'Aubigné von den Geschehnissen seiner Zeit tief beeindruckt war. In ihm spiegelt sich deutlich das Jahrhundert der religiösen Gegensätze wider. Wir glauben unsere Ausführungen nicht besser abschließen zu können als mit den Worten des großen Kritikers Sainte-Beuve: „Sans se dissimuler quelques exagérations de ton et les jactances ou les fouges de pinceau, elle [la postérite] reconnait en lui la force, la conviction, l'honneur, ce qui rachète bien des défauts et des faiblesses; elle l'accepte volontiers, malgré les contradictions et les disparates, comme le représentant de ce vieux parti dont il avait le culte et dont il cherche à rehausser la mémoire"[253]).

[253]) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, t. x. p. 277.

Anhang

Literaturverzeichnis

OEuvres Complètes de Théodore-Agrippa d'Aubigné, publiées pour la première fois d'après les manuscrits originaux par MM. Eugène Rèaume et de Caussade. Accompagnées de Notice biographique, littéraire et bibliographique, de notes et variantes, d'une table des noms propres et d'un glossaire par A. Legouez. I—VI, Paris 1873—1892.

Baum, J. W.: Der Hugenott von altem Schrot und Korn. Denkwürdigkeiten Th. Agrippa d'Aubigné's. Leipzig 1854.

Bayle, P : Dictionnaire historique et critique, IVe éd. par M. de Maizeaux. Amsterdam 1730. T. I, p. 380.

Bédier, J.: Études critiques. Paris 1903.

Brunot, F. Histoire de la Langue française des orgines à 1900. Paris 1925.

Braunschvig, M.: Notre Littérature étudiée dans les textes. 8e éd. Paris 1933

Burlage, H.: Welt- und Ordensklerus in der französischen Prosaliteratur des 15. Jahrhunderts. Münster 1922 (Diss.).

Curtius-Bergsträsser: Frankreich. II Bd. Berlin-Leipzig 1930.

Chledowski, C.: Rom. Die Menschen der Renaissance. Leipzig 1934.

Dareste de la Chavanne, C.: Histoire des classes agricoles en France depuis Saint Louis jusqu'à Louis XVI. Paris 1854.

Decrue de Stoutz, F.: La cour de France et la société au XVIe siècle Paris 1888.

Des Francs, L. B.: Études sur Agrippa d'Aubigné. Conférence donnée à Tarbes . . . . Tarbes 1868.

Du Bled, V.: La Société française du XVIe siècle au XXe siècle. Ie série (XVIe et XVIIe siècles). Paris 1903.

Fabre, G.: Discours sur la vie et les ouvres d'Agrippa d'Aubigné. Paris 1887.

Faguet, E.: Seizième siècle, études littéraires. Paris 1893.

Faret, N.: L'Honeste Homme ou l'art de plaire a la cour. Paris 1637.

Feugère, L.: Caractères et portraits littéraires du XVIe siècle, t. IIe. Paris 1859.

Flaubert, G.: Correspondance, IIIe série (1852—1854). Paris 1927.

Franklin, A.: Paris et les Parisiens au XVIe siècle. Paris 1921.

Fuchs, E.: Illustrierte Sittengeschichte. 3 Bde. München 1910.

Gaillon, V. de: Notice historique et littéraire sur Th. Agrippa d'Aubigné (in : Bulletin du bibliophile, publ. par Techener, Janvier et Février 1854). Paris 1854.

Garnier, A.: Agrippa d'Aubigné et le parti protestant. Paris 1928.

Gerhardt, M.: Der Aberglaube in der französischen Novelle des 16. Jahrhunderts. Schöneberg bei Berlin 1906 (Diss.).

Glaser, K.: Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts (in: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur. Bd. 31—34, 39, 45.)

Grand-Carteret, J.: L'Histoire, la Vie, les Moeurs et la Curiosité par l'Image, le Pamphlet et le Document (1450-1900), t. II e. Paris 1927.

Heyer, Th.: Th. Agrippa d'Aubigné à Genève. Paris 1870.

Julleville, Petit de: Histoire de la langue et de la littérature française, t. III e. Paris 1897.

Knöpfler, A.: Lehrbuch der Kirchengeschichte. Freiburg i. B. 1910.

Körting, H.: Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig 1885.

Lacrois, P.: Moeurs, usages et costumes au moyen âge et à l'époque de la renaissance. Paris 1871.

Lanson, G.: Histoire de la Littérature française. 23e éd. Paris o. J.

Lavisse, E.: L'Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution. Paris 1905—1911. T. VI en 2 volumes par J.—H. Mariéjol (Vol. I: La Réforme et la Ligue, l'Edit de Nantes 1559 à 1598. Vol. II: Henri IV. et Louis XIII, 1598 á 1643).

Lenient, Ch.: La Satire en France (ou la Littérature militante) au XVIe siècle, t. II e. Paris 1886.

Lotheißen, F.: Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert I. Bd. Wien 1877.

Maulde La Clavière, R. de: Les Femmes de la Renaissance. Paris 1898.

Mérimée, P.: Les Aventures du Baron de Foeneste, par Th. Agrippa d'Aubigné. Paris 1855.

Meyer-Lübke, W.: Romanisches Etymologisches Wörterbuch. 3. vollst. neu bearb. Auflage. Heidelberg 1935.

Morf, H.: Geschichte der neueren französischen Literatur (16.—19. Jahrhundert). Straßburg 1898

Morillot, P.: Discours sur la vie et les oeuvres d'Agrippa d'Aubigné. Paris 1884

Pastor, L: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. 3. u. 4. Bd. Freiburg i. B, 1899.

Pergameni, H.: La Satire au XVIe siècle et les Tragiques d'Agrippa d'Aubigné (in: Revue de Belgique, t. XL). Bruxelles 1882.

Plattard, J.: Agrippa d'Aubigné. Paris 1931.

Postansque, A.: Th. Agrippa d'Aubigné, sa vie, ses oeuvres et son parti. Montpellier 1854 (Thèse).

Prarond, E.: Les Poètes historiens, Ronsard et d'Aubigné sous Henri III. Paris 1873.

Quicherat, J.: Histoire du Costume en France depuis les temps les plus reculés jusqu'à la fin du XVIIIe siècle. Paris 1874.

Read, Ch.: Les Tragiques d'Agrippa d'Aubigné. Paris 1877.

Réaume, E.: Étude historique et littéraire sur Agrippa d'Aubigné. Paris 1883. (Cf. auch OEuvres Compl. V.)

Rocheblave, S.: Agrippa d'Aubigné. Paris 1930.

Robiou, F.: Essai sur l'Histoire de la Littérature et des Moeurs pendant la première moitié du XVIIe siècle. Paris 1858.

Sainte-Beuve: Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au XVIe siècle. Paris 1828. Nouvelle éd., Paris 1841.

Sainte-Beuve: Causeries du Lundi. X (articles du 17 et du 24 juillet 1854). Paris 1855.

Salis, A. von: Agrippa d'Aubigné. Eine Hugenottengestalt. Heidelberg 1885.

Sayous, A.: Études littéraires sur les écrivains français de de la Réformation IIe éd. Paris 1881. (Tome premier).

Schüth, H.: Studien zur Sprache d'Aubigné's. Altona 1883 (Diss.).

Schwerd, K.: Vergleich, Metapher und Allegorie in den „Tragiques" des Agrippa d'Aubigné. Naumburg a. S. 1908 (Diss.).

Sébillot, P.: Le Folk-Lore de France. 4 Bde. Paris 1904–1907.

Soldan-Heppe: Geschichte der Hexenprozesse. 2 Bde. Stuttgart 1880.

Suchier/Birch-Hirschfeld: Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig und Wien 1900.

Vacandard, E.: Études de Critique et d'Histoire Religieuse (première série) Paris 1909.

Vivien, H. L.: Agrippa d'Aubigné, sa vie et son rôle dans l'histoire du protestantisme français. Strasbourg 1870.

Vossler, K.: Frankreichs Kultur und Sprache. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2. neubearb. Aufl. Heidelberg 1929.

Warney.: Un soldat poète au XVIe siècle, Agrippa d'Aubigné (in: Bibliothèque universelle et Revue Suisse, 102e année, Nov. 1897).

Winker, W.: Théodore Agrippa d'Aubigné der Dichter. Leipzig 1909 (Diss).

Lebenslauf

Am 12. Juni 1912 wurde ich als Sohn des Schreinermeisters Bernhard Bietenbeck und seiner Ehefrau Theresia geb. Seyer zu Osnabrück geboren. Von meinem 6. Lebensjahre ab besuchte ich die 4 untersten Klassen der katholischen Volksschule in Borken i. W. Meinen Gymnasialstudien oblag ich an der damaligen Rektoratschule zu Borken i. W. und am Realgymnasium zu Bocholt i. W., das ich Ostern 1931 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Im gleichen Jahre ließ ich mich bei der Universität Münster als Student der neueren Sprachen einschreiben. Diese habe ich bis zum Sommersemester 1936 unter Leitung der Herren Professoren Heinermann und Keller studiert. Mein Studium wurde unterbrochen von Herbst 1934 bis Herbst 1935 durch eine einjährige freiwillige Dienstzeit beim Reichsheer. Herrn Prof. Dr. Heinermann schulde ich für seine stets hilfsbereite Beratung den aufrichtigsten Dank.

Karl Bietenbeck

Druckfehlerverzeichnis.

S. 4, Z. 20 u. 22 statt „Beroalde“ - „Béroalde“.
S. 21, Z. 32 statt „grellen Far- zu“ - „grellen Farben zu“.
S. 24, Z. 23 statt „d'Aubigné, Spuren von“ - „d'Aubigné Spuren von“.
S. 25, Z. 16 statt „ausschweifende lasterhafte“ - „ausschweifende, lasterhafte“.
S. 26, Z. 24 statt „hatten Je“ - „hatten. Je“.
S. 28, Z. 18 statt „nach Etikette“ - „nach der Etikette“.
Z. 22 statt „weiterentwickelnd, einen“ - „weiterentwickelnd einen“.
S. 33, Z. 2 statt „Adverben“ - „Adverbien“.
Z. 9 statt „lustige“ - „lustigen“.
Z. 19 statt „wirksamen Kontrast“ - „wirksames Mittel“.
S. 39, Z. 34 statt „auszusprechen“ - „anzusprechen“.
S. 47, Z. 22 statt „auch in die“ - „auch auf die“.
S. 49, Z. 7 statt „Pasttums„ - „Papsttums“.
S. 53, Z. 9 statt „hatten erringen müssen“ - „erringen mußten“.
S. 54, Z. 11 statt „dem Hause Guise“ - „des Hauses Guise“.
Z. 12 statt „versicherte“ - „sicherte“.
S. 71, Z. 15 statt „in Zorn“ - „im Zorn“.
S. 72, Z. 10 statt „grobster“ - „gröbster“.
S. 73, Z. 3 statt „zu wollen und entsagte“ - „zu wollen, und entsagte“.
Z. 13 statt „wie man“ - „die man“.
S. 81, Z. 40 statt „Überschuhe „pantoufles“ - „Überschuhe, „pantoufles“.
S. 82, Z. 18 statt „Schuhen „souliers à cric“ - „Schuhen, „souliers à cric“.
S. 85, Z. 11 statt „sielte“ - „spielte“.
S. 89, Z. 1 statt „Folklorismus“ - „Folkloristisches“.
S. 91, Z. 28 statt „von Rochelle“ - „von La Rochelle“.
S. 94, Z. 23 statt „reconnait“ - „ reconnaît“.